SEE-ROMAN

Frau Kapitän

Nach dem Englischen

von

Georg Conried.

Preis: 1 Mk.

Deklamations-Bücher.

Der Versandt geschieht nur nach vorheriger Einsendung des Betrages per Post oder durch Briefmarken.
Nachnahme 30 Pfg. mehr.

Der Deklamator.

Eine Auswahl heiterer und ernster Gedichte zu Vorträgen in geselligen Kreisen. **Preis 75 Pfg.**

Damen-Deklamatorium.

Eine umfassende Sammlung v. ernsten u. heiteren, sowie Hochzeits-Deklamationen, nur für Damen. Unentbehrliches Hülfsbüchlein für jede Dame, welche ein gutes Deklamationsstück braucht u. sucht. **Preis 1 Mk.**

Ernstes u. Heiteres.

Der ernste und heitere Deklamator. Eine Auswahl von heiteren und ernsten Gedichten und Aufsätzen zu Vorträgen in geselligen Kreisen. **Preis 75 Pfg. — Elegant gebunden 1 Mk.**

Das Buch der Tafellieder u. Festgedichte.

Zu allen Gelegenheiten des Lebens passend. **Original-Gedichte. Preis 1 Mark.**

Gesellige Stunden!

Eine Sammlung von ernsten und heiteren Vorträgen in zwei verschiedenen Bändchen. **Preis pro Band 1 Mark.**

Der Komiker und Coupletsänger.

Eine Sammlung der besten und beliebtesten Vorträge und Couplets. Taschenformat. **Preis 75 Pfg. — Elegant gebunden 1 Mark.**

Komische Vorträge und heitere Couplets

in Poesie und Prosa. Preis **10 Pfg.**

Original-Couplets,

Solo-Scenen und komische Vorträge von P. Dotzauer und W. Dalatkewicz. **Preis 1 Mark.**

Neueste Polterabend-Scherze.

Eine Sammlung der schönsten und besten Polterabend-Scherze ernsten und heiteren Inhalts zu grünen, silbernen und goldenen Hochzeiten. Nebst einem Anhange von Hochzeitsgedichten. **Preis 60 Pfg.**

Fröhliche Polterabende.

Eine Auswahl der besten Deklamationsstücke für frohe Geister. — Mit Illustrationen. Geeignet zum Vortrage für Damen und Herren. **Preis 2 Mark.**

Bravo! Dacapo! Für frohe Geister.

Eine Auswahl der besten Deklamationsstücke, geeignet zum Vortrage für Damen und Herren. Mit Illustrationen. **Preis 75 Pfg.**

Wunsch- und Gratulationsbuch.

Neuestes für Jung und Alt. Neue Auflage. **Preis 25 Pfg.**

Frau Kapitän.

See-Roman nach dem Englischen

von

Georg Conried.

E. Bartels, Neuweißensee, Generalstraße 8.

Inhalt.

			Seite:
1.	Kapitel:	Die Hochzeit	3
2.	„	Die erste Trennung	7
3.	„	Auf See	13
4.	„	Dicker Nebel	21
5.	„	Nacht in der Nordsee	27
6.	„	Im Atlantischen Ocean	32
7.	„	Meuterei	38
8.	„	Wieder frei	49
9.	„	Neuer Widerstand	54
10.	„	Sturm	58
11.	„	Das Wrack	65
12.	„	Untergang der Aurora	70
13.	„	Schiff in Sicht	75
14.	„	Neues Unglück	83
15.	„	Alte Bekannte	89
16.	„	Auf der Heimfahrt	94
17.	„	Zu Hause	96

RBR
Jante
#1068

Erstes Kapitel.

Die Hochzeit.

Jessie Wills, einzige Tochter des Kapitän Wills, in Newcastle, war ein echtes Seemannskind. Ihr Vater gehörte zu jener Klasse von Seeleuten, die heutzutage, wo der Dampf den Charakter des Seelebens völlig verändert hat, bald vollständig aussterben werden. Als Jessie zur Welt kam, war er vierzig Jahre alt, und mit vierzig Jahren ist ein Seemann so alt wie ein Landbewohner mit fünfzig. Seit seinem dreizehnten Jahre war er zur See gewesen und es hat wohl nie einen tüchtigeren Seemann gegeben, als Thomas Wills. Aus seinen grauen Augen leuchtete stets ein zutraulicher Blick, welcher ihnen einen unendlichen Zauber verlieh. Sein Lachen war so tief und klangvoll, daß jeder Ausbruch seiner Heiterkeit wie ein lustiges Lied ertönte, und jeder Zug in seiner Haltung und Erscheinung verrieth den Seefahrer, obwohl er weder ein seemännisches Aeußere noch seemännische Gewohnheiten zur Schau trug.

Als nach einer furchtbar stürmischen Nacht — Jessie mochte wohl zehn Jahre alt sein — Thomas Wills sein Schiff glücklich in den Hafen gebracht, gab er das Seefahren auf und wurde eine Landratte. Er hatte ein hübsches Vermögen gespart und konnte an der Seite seiner Gattin und Tochter sein Leben in Ruhe genießen. Wenige Jahre darauf starb Frau Wills und der Kapitän hing nun mit doppelter Liebe an seiner Tochter.

Jessie zählte bereits zwanzig Jahre, als sie Herz und Hand einem jungen Kapitän, Richard Maxwell, schenkte. Die Hochzeit fand Anfang September statt, und da Thomas Wills behauptete, daß sein Kind unter Seeleuten auf die Welt gekommen, so sollte sie auch unter Seeleuten von Stapel laufen und auf Richards Namen getauft werden, und deshalb waren auch keine „Landratten" zu dem Feste geladen.

Die Trauung fand in aller Stille statt, um nicht zu viel Pöbel herbeizulocken. Die Gäste waren ersucht, nicht in die Kirche zu kommen, sondern sich gleich nach dem „Indischen Nabob", wo das Hochzeitsmahl stattfinden sollte, zu verfügen, so wurde hauptsächlich das Aufsehen vermieden, das jedesmal ein Hochzeitszug hervorruft. Der Prediger erschien pünktlich, und wie alles, nahm auch die Feierlichkeit der Trauung ein Ende; das junge Paar folgte dem Pastor in die Sakristei, wo Jessie geküßt und beglückwünscht wurde, dann begab sich die kleine Gesellschaft ebenfalls nach dem „Nabob", nicht ohne von den Jungen auf der Straße ziemlich kritisch gemustert zu werden.

Das Festmahl verlief ungemein fröhlich. Der Champagner erhöhte die Stimmung der Gäste ganz wunderbar. Anfangs waren die meisten scheu und zurückhaltend gewesen und hatten mit einer Art von Ehrfurcht auf die Blumen und Früchte und anderen schönen Sachen auf der Tafel geblickt; jetzt war die Unterhaltung in vollem Gange. Während einer jener Pausen, wo für den Augenblick völliges Schweigen herrscht, fragte ein alter Seemann die Brautjungfer: ob sie verheirathet sei.

„Nein," antwortete sie lachend und sah erröthend Jessie an, denn bei der Stille fiel die Frage des Alten um so mehr auf.

„Das ist vernünftig," erwiderte er und starrte in sein Weinglas hinein. „Unverheirathet bleiben ist ein Zeichen von Vernunft, das man nur noch selten antrifft. Sehr selten! Wenn das auch fort ist, — und es nimmt reißend schnell ab, denn kein Mensch denkt heutigen Tages an was anderes als an's Heirathen — dann bleibt nur noch wenig von dem alten gesunden Menschenverstande übrig, wie er in meiner Jugend beschaffen war."

„Höre mal, Alter," erklärte Thomas Wills mit sehr ernstem Gesicht, während die Damen sich gegenseitig ansahen, „das ist eine merkwürdige Ansicht, namentlich bei dieser Gelegenheit. Ich will davon gar nicht reden, daß fast alle hier Anwesenden verheirathet sind."

„Er spricht nur aus Rache so," rief einer der Gäste. „Er weiß, daß er keine Frau bekommen haben würde."

Unter lautem Gelächter stimmten fast sämmtliche Damen bei.

„Da bist Du auf dem Holzwege, entgegnete der Alte. „Wenn ich alle diejenigen, die mich haben wollten, geheirathet hätte, da wäre ich wohl schon vor meinem dreißigsten Lebensjahre ebenso todt und aus der Welt gewesen wie ein Anker, der seit fünfzig Jahren auf dem Meeresboden liegt."

„Silentium!" rief Kapitän Richardson, und erhob sich, indem er an sein Glas schlug. „Ist es erlaubt, daß ich eine Rede halte?"

„Jawohl, schieß los, Richardson," antwortete Thomas Wills, und aller Augen waren unter allgemeinem Schweigen auf den kleinen Kapitän gerichtet.

„Meine Herren und Damen!" begann er. „Wir sitzen bereits seit langer Zeit an dieser Tafel, essen und trinken und sind fröhlich, ohne daß irgend Jemand hier Sie auffordert, Ihre Gläser zu füllen, und auf die Gesundheit des jungen Paares zu trinken. Es ist wohl kaum nöthig, Sie daran zu erinnern, daß Richard Maxwell ein Seemann wie wir, und seine junge Frau eine Seemannsfrau und eine Seemannstochter ist, um Sie zu veranlassen, auf beider Wohl ein volles Glas zu leeren. Es giebt keinen Beruf, der dem des Seemanns gleichkäme, und es giebt keinen Mann, der mit größerem Rechte ein hübsches Mädchen zur Frau verdient, als der Seemann. In der Ehe muß Mann und Frau gewärtig sein, ab und zu konträren Winden, zuweilen auch Stürmen zu begegnen. Da wird sich ihre Seetüchtigkeit und ihre Fähigkeit, zu Luward zu kommen, herausstellen. Kreuzen und Beidrehen hat nicht viel auf sich, wenn man es nicht eilig hat, den Hafen zu erreichen. Wir wollen hoffen, daß manches Jahr vergehen möge, bis sie die Ordre erhalten,

längsseit zu holen und jene Ladung zu löschen, die Shakespeare die „sterbliche Rolle" nennt, die der allmächtige Gott uns allen mit an Bord gegeben hat, und die wir in derselben guten Verfassung auch wieder zurückerstatten müssen, in der wir sie erhalten haben. Das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, meine Damen und Herren, und nun bitte ich Sie, mit mir auf das Wohl des jungen Ehepaares zu trinken. Es lebe hoch, hoch und nochmals hoch!"

Alle hatten sich erhoben und stimmten nach Kräften in das Hoch ein und ließen die Gläser aneinander klingen.

Richard stattete in einigen Worten seinen Dank ab; dann erhob sich der alte Kapitän, der kurz zuvor so sehr gegen die Ehe gewettert hatte, und brachte die Gesundheit seines Schiffskameraden Thomas Wills aus — „eines Mannes mit dem er um die Welt segeln würde, bis die Ratten das Schiff verließen und die Planken so dünn und fadenscheinig geworden wären, wie das Hemd eines Matrosen." Diese schöne Rede wurde jedoch mit der Meldung unterbrochen, daß der Wagen unten auf die Neuvermählten wartete. Richard sah auf die Uhr und bemerkte, daß keine Zeit zu verlieren sei, wenn sie noch rechtzeitig den Zug, der sie nach London bringen sollte, erreichen wollten.

Die Damen umarmten die junge Frau, die Herren schüttelten Richard die Hand und schließlich kam auch Thomas Wills an die Reihe, um sein Kind noch an's Herz zu drücken.

„Sei nicht traurig, Vater," flüsterte Jessie ihm zu, als er sie, stumm vor Bewegung, umarmte. „Diese Trennung dauert ja nur kurze Zeit."

Er küßte sie und ließ sie frei; dann wandte er sich ab, um seine Thränen zu verbergen. Die ganze Gesellschaft begleitete sie nun zum Wagen und unter dem Hurra der Freunde, in welches die Zuschauer kräftig mit einstimmten, fuhr das junge Paar nach Hause, wo sich Jessie für die Reise umkleidete, dann ging's fort zum Bahnhofe und auf die Hochzeitsreise.

Zweites Kapitel.

Die erste Trennung.

Die Flitterwochen brachten die jungen Eheleute in London zu. Richard hatte sich verpflichtet, an einem bestimmten Termin das Kommando eines Schiffes zu übernehmen, daher standen ihm nur vierzehn Tage zur Verfügung. Diese Zeit nutzten sie aus, so gut es der Londoner Nebel gestattete. Sie besuchten die Westminsterabtei, den Tower, die Kathedrale von St. Paul, das britische Museum und andere Sehenswürdigkeiten.

Als die vierzehn Tage um waren, kehrten sie nach Newcastle zurück. Sie kamen Abends an und der Vater empfing sie sehr herzlich. Ein gutes Abendessen stand bereit, im Schlafzimmer brannte ein helles Feuer, kurz, alles war mit echt hausfrauenartiger Vorsicht angeordnet.

Jedesmal, wenn Jessie das Zimmer verließ, und wieder hereinkam, herzte und küßte der alte Kapitän sein Kind. Während der ganzen Heimreise war Jessie niedergeschlagen gewesen, denn jetzt, wo die kurzen Flitterwochen vorbei waren, fiel ihr der Gedanke schwer auf's Herz, daß in wenigen Tagen ihr Gatte Abschied nehmen mußte. Der frohe und freudige Empfang des Vaters übte indessen auch seinen Einfluß auf ihre Stimmung aus und machte sie wieder hoffnungsfreudiger. Schon sein Anblick, das rothe, strahlende Gesicht, die guten Augen, das gewinnende Lächeln war so gut wie Medizin für ihr trauriges Gemüth. Er hatte seine Frau so oft zurückgelassen, und da stand er jetzt in guter Gesundheit, noch nicht einundsechzig Jahre alt, und überlebte dieselbe liebende Frau, die so oft für ihn gefürchtet und gezittert hatte, ihn nicht wiederzusehen, wie sie jetzt Richards Abreise fürchtete.

Kapitän Wills saß mit seinen Kindern noch spät beisammen und entwarf mit ihnen Pläne für die Zukunft.

Vorläufig sollte Jessie jedenfalls noch bei ihm wohnen bleiben.

„Du brauchst weder jetzt noch künftig," erklärte der Vater, zu Richard gewendet, „davon zu reden, für Deine Frau eine Wohnung zu miethen. Alles, was ich besitze, gehört Jessie, und was Jessie hat, Euch Beiden, und damit ist die Sache abgemacht."

„Wenn es nicht Ihretwegen wäre, könnte Jeß mit mir zur See kommen," meinte Richard. „Aber so schwer auch der Abschied ist, ich lasse sie doch mit leichterem Herzen zurück, als daß ich sie mit auf See nehmen würde. Die See ist doch keine passende Heimath für eine Frau."

„Das will ich nicht sagen," antwortete der Kapitän kopfschüttelnd. „Die See paßt wohl auch für Frauen, aber sehr wenig Frauen passen für die See. Jeß ist eine Ausnahme. Ich stehe dafür, daß sie ein Großroyal mit jedem Leichtmatrosen um die Wette festmacht und ordentlich hafenmäßig dazu. Das ist also nicht der Grund. Aber ich kann sie nicht auf einmal so ganz weggeben. Allmählig, nach und nach muß ich mich erst daran gewöhnen, und lernen, mich ohne sie zu behelfen. Dann kannst Du sie auch mit auf See nehmen."

Richard küßte Jessie und sagte leise: „Wir müssen uns fügen, obwohl ich Dich tausendmal lieber mit mir nehmen würde. Aber auf dem Schiff, das ich führen werde, befindet sich doch kein einigermaßen geeignetes Logis für eine Frau, wenn es auch sonst in seiner Art gut ist. Sobald ich das Kommando über ein ordentliches, schönes Schiff erhalte, dann kommst Du mit."

Mit einem herzlichen „Gute Nacht" trennte man sich und ging zur Ruhe. Jessie hatte nicht geglaubt, wie unendlich schwerer ihr der Abschied vom Gatten fallen würde, als einstmals der vom Bräutigam. Die ganze Nacht hindurch lag sie wach und weinte bis zum frühen Morgen, während Richard friedlich an ihrer Seite schlummerte. Als sie im Lichte des anbrechenden Tages sein Gesicht betrachtete, beherrschte sie der bittere Gedanke an die nahe Trennung so sehr, daß sie sich ein treuloses Weib schalt, weil sie ihn allein ziehen ließ und nicht an seiner Seite blieb, um Noth und Gefahr mit ihm zu theilen. Das schien

ihr die einzig richtige Art zu sein, wie man die bei der Trauung abgelegten Gelübde aufzufassen habe.

Der Tag kam heran und Richard umarmte Jessie und sagte ihr Lebewohl. Er segelte nach dem Golf von Mexiko und viele Wochen mußten vergehen, ehe sie sich wiedersehen konnten.

Als Richard fort war, begann für Jessie das alte Leben wieder; sie half dem Mädchen, besorgte das Haus und that, so viel sie konnte, für des Vaters Bequemlichkeit. Ihre Heirath kam ihr wie ein Traum vor. Manchmal, wenn sie allein in dem alten Wohnzimmer saß, und an die Vergangenheit dachte, konnte sie kaum glauben, daß die Hochzeit und das Festmahl wirklich stattgefunden habe, daß die Reden dort wirklich gehalten, und daß auch ihr Ausflug nach London nicht bloß auf Einbildung beruhe. Selbst der Trauring kam ihr zuweilen märchenhaft vor.

Die Zeit vergeht indeß, ob fröhlich oder traurig, schnell genug, und dem Himmel sei Dank, daß es so ist. Monate vergingen, und fast genau zu der Zeit, die Richard vorher bestimmt hatte, kehrte er zurück.

Diesmal blieb er sechs Wochen zu Hause und Jessie war unaussprechlich glücklich. Der nächste Abschied war erträglicher, da Richard nur eine kurze Reise nach dem Mittelmeer unternahm, von der er bald wieder zurückkehrte. Er machte noch zwei kurze Reisen, und ging dann wieder auf einige Monate aus.

Während Richards Abwesenheit auf dieser Fahrt wurde ihm ein kleiner Sohn geboren. Das Kind kam ungefähr sechs Wochen, nachdem sein Vater abgesegelt war, zur Welt. Es war ein tüchtiger Junge mit großen Augen und dem süßesten Gesichtchen, das sich ein Mutterherz vorstellen kann. Jessie war unendlich stolz auf ihr Baby. Und erst der alte Kapitän! Fortwährend schlich er sich an die Wiege heran, um hineinzuschauen, oder stand vor ihr, wenn sie ihren Liebling auf dem Schooße hatte, und bat in den rührendsten Ausdrücken, ihn den Jungen tragen zu lassen. Seine Freude und sein Stolz waren wirklich rührend. Er konnte still sitzen und den Knaben, der auf seinen flachen Händen ausgestreckt lag, vor sich hin halten und zu ihm sprechen, bis ihm die Augen feucht wurden.

Inzwischen stand Jessie in Todesangst dabei und fürchtete immer, daß er ihr Kleinod fallen lassen würde und wünschte nur, daß der Kleine schreien möchte, damit sie einen Grund hätte, ihn zu nehmen.

Wenn Jessie auch den Gatten schwer vermißte, konnte sie sich mit ihrem Kinde doch unmöglich langweilen. Ihr Hauptvergnügen bestand darin, zu ihm so ernsthaft über seinen Vater zu sprechen, als wenn er sie verstanden hätte. Baby lag dann auf ihrem Schooße und lächelte sie an, wenn sie seine Wangen kitzelte; dabei beobachtete es sie höchst aufmerksam, wenn sie ihm erzählte, daß sein Vater auf See wäre, aber bald nach Hause kommen würde, und so weiter. Es waren ja die einzigen Gedanken, mit denen sie sich fortwährend beschäftigte, an die Freude und Ueberraschung ihres Gatten, wenn sie den Knaben in seine Arme legen würde.

Die Zeit verging; in vierzehn Tagen sollte Richard zurückkehren. Von Tag zu Tag wurde der Kleine größer und klüger. Schon schaute er Jessie mit seinen großen schönen Augen ganz vernünftig an, und fast täglich wußte er sie durch irgend einen neuen Beweis von Kinderfröhlichkeit zu erfreuen. Kurz, er wuchs der Mutter, wenn das möglich gewesen wäre, noch immer mehr an's Herz.

Doch im Umsehen, könnte man sagen, war dieser Stern ihres Lebens verschwunden, vierzehn Tage vor der Ankunft ihres Gatten.

Jessie hatte das Kind, welches fest in der Wiege schlief, verlassen und saß mit ihrem Vater beim Thee, als plötzlich die Wärterin todtenbleich in's Zimmer stürzte, und rief, daß der Kleine ersticke. Jessie rannte die Treppe hinauf, der Vater hinter ihr. Da lag der Kleine in Krämpfen. Damals wußte sie jedoch nicht, was ihm fehlte. Er war schwarz im Gesicht und ganz steif. Das Mädchen wurde rasch zum Arzt geschickt, und Jessie nahm das Kind und drückte es, halb betäubt vor Kummer und Schrecken, an ihre Brust. Der Kapitän stand hilflos und gebrochen daneben. Keiner wußte, was zu thun sei. Es schien eine Ewigkeit, bis der Arzt kam. Er bemühte sich sofort, das arme Kind in's Leben zurückzurufen — es war zu spät. Kaum vor einer Stunde hatte Jessie den Knaben noch fest

und gesund schlafend verlassen; jetzt lag er todt in demselben kleinen Bett, und sie saß daneben — zerschmettert, thränenlos, betäubt durch diesen plötzlichen, furchtbaren Schlag.

Des alten Kapitäns Kummer war groß; doch war er schon zu alt, um lange zu trauern. Die Todesfälle derer, die er geliebt, bedeuteten für ihn nur Meilensteine, die ihn daran erinnerten, daß auch sein Weg bald vollendet sein würde.

Am Tage vor dem Begräbniß stand Jessie, mehr einer Bildsäule, als einem lebenden Weibe ähnlich, neben dem Sarge ihres kleinen Lieblings. Sie hatte versucht, zu beten, aber es gelang ihr nicht. Sie konnte nur dastehen und das friedliche Gesichtchen betrachten, das dort auf weichen Kissen gebettet ruhte, und ohne eine Thräne in den Augen auf das kleine Köpfchen mit dem goldig schimmernden Haar starren. Der Vater trat zu ihr und ergriff ihre Hand.

„Jessie, theures Kind, fasse Muth!" begann er mit sanfter Stimme. „Der Knabe ist gut aufgehoben. Für ihn giebt es keine nutzlosen Mühsale, keine Enttäuschungen, keine Gefahren, keine flüchtigen Jahre, die den Mann alt machen, ehe er sich bewußt wird, gelebt zu haben, und die der Erinnerung nichts zurücklassen, als eine wüste See, auf der sich hier und dort die Wracktrümmer so mancher froh gehegten Hoffnung trauervoll schaukeln, während der Horizont voraus schon von der kommenden Nacht verdunkelt wird. Denke ein wenig darüber nach, was das Leben bedeutet und dann schau Dir jenen kleinen Schläfer an und frage Dich, ob Du ihn wohl wieder erwecken möchtest!"

Er schloß sie in die Arme und küßte sie und dieser Kuß und seine sanften Trostesworte riefen einen Thränenstrom bei ihr hervor, als ob das Herz brechen wollte, und nachdem er sie hinweggeführt, wurde sie nach und nach ruhiger, und sah gefaßter der Ankunft ihres Mannes entgegen.

Richard kam diesmal erst eine Woche später, als er gehofft hatte. Daß ihm ein Söhnchen geboren, war ihm mitgetheilt worden, was würde er jetzt sagen, wenn er

den Tod desselben erführe? Diese Frage quälte Jessie unablässig. Konnte er nicht glauben, daß sie etwas vernachlässigt und deshalb schuld am Tode des Kindes sei?

Diese Furcht schwand indeß sofort, als Richard sein Weib mit der alten Liebe in seine Arme schloß. Noch ehe der Kapitän in's Zimmer trat, um ihn zu begrüßen, hatte sie ihrem Gatten alles erzählt und ihre Thränen getrocknet. Jetzt sprachen sie über seine Reise und Jessie lächelte, wenn er sie küßte und daran erinnerte, daß sie sich ja wieder hätten.

„Und jetzt wollen wir beisammen bleiben," erklärte Jessie entschieden. „Das nächste Mal mußt Du mich mitnehmen. Ich bin jetzt so einsam — selbst in meines guten Vaters Gesellschaft — daß es mir das Herz brechen würde, müßte ich wiederum von Dir Abschied nehmen."

„Du hast recht, Jessie," sagte Kapitän Wills. „Es ist unnütz, daß Du hier bei mir bleibst, während Dein Herz ganz wo anders ist. Du brauchst Veränderung. Außerdem wird die Freude, mit ihm zusammen zu sein, Deine Trauer bald mildern. Wo geht die nächste Reise hin, Dick?"

„Das werde ich erst in einigen Tagen bestimmt erfahren," antwortete Richard. „Heute morgen hörte ich, daß ich Aussicht habe, das Kommando einer feinen kleinen Klipperbark zu erhalten, die erst kürzlich vom Stapel gelaufen ist. Wenn ich sie bekomme, dann ist Sierra Leone mein Bestimmungshafen."

„Des Europäers Grab, Dick!" sagte der Kapitän kopfschüttelnd.

„Das gebe ich zu, daß es ein böses Klima ist, Kapitän; aber wir wollen ja auch nicht dort wohnen."

„Da hast Du recht," meinte Wills. „Und schließlich weiß ich auch nicht, ob es dort schlimmer ist, als in Westindien oder den Südstaaten, wo Du gerade herkommst. Wie heißt die Bark, Dick?"

Die „Aurora".

„Und was wirst Du anfangen, Vater?" fragte Jessie schüchtern.

„Anfangen?" versetzte er. „Nun, wegziehen — eine andere Wohnung nehmen, hoffentlich die letzte in dieser

Welt. Ich werde außerhalb Newcastle ein kleines Häuschen suchen und dort einen Haushalt einrichten, wo Du und Dick Euch niederlassen könnt, wenn Ihr erst mal das Salzwasser satt habt."

„Weshalb willst Du fortziehen?" fragte Jessie.

„Weshalb?" antwortete der Alte. „Denk' ein bischen nach, Kind, und Du wirst Dir selber antworten können. Hier starb die Mutter und Euer kleiner Sohn; hier bist Du geboren, mein Mädel, und hier hast Du Dein ganzes bisheriges Leben zugebracht. Denke Dir, wenn ich nach Hause komme, und hier allein in diesem Zimmer sitze, und nichts höre als den Wind und das Ticken der Uhr. Glaubst Du, daß ich das ertragen könnte? Nein, nein, wenn Ihr, Du und Dick, fort seid, dann gehe ich auch. Nehmt Ihr Beide Euch nur in acht und kommt mir wohl und munter wieder nach Hause. Das ist alles, was ich von Euch wünsche."

Damit war die Sache abgethan und es stand nun fest, daß Jessie ihren Mann auf seiner nächsten Fahrt begleiten sollte.

Drittes Kapitel.

Auf See.

Richard Maxwell hatte das Kommando der neuen Bark „Aurora" erhalten. Der Tag der Abreise war auf den ersten Februar festgesetzt, ein kalter Monat in der Nordsee und im Kanal. Jessie hatte Zeit im Ueberfluß, alle nöthigen Vorbereitungen für die Reise zu treffen. Uebrigens sollte diese länger dauern, als Richard vermuthet hatte. Nachdem die Ladung in Sierra Leone gelöscht war, sollte er mit Fracht nach Kapstadt gehen. Dort sollte er irgend eine Ladung einnehmen und dann die Heimreise antreten.

Eine Woche vor der Abreise ging Jessie mit ihrem Manne an Bord der „Aurora", um das Schiff und hauptsächlich die Kajüte zu besehen. Die Bark war ein funkelnagelneues Schiff, zwar nur klein, aber von so schöner Gestalt, wie jemals eine vom Stapel gelaufen ist. Sie war schwarz gemalt und der ganzen Länge nach von einem weißen Streifen umgürtet, der wie ein silbernes Band schimmerte; das Heck war mit vergoldeten Bildhauerarbeiten verziert, der neue Kupferbeschlag am Schiffsboden glänzte wie mattes Gold. Das Galion bildete eine Frauengestalt mit einem Stern auf dem Haupte und einer Fackel in der rechten Hand. Die Schönheit dieser Gestalt wurde noch erhöht durch die elegante Wellenlinie des Vordersteven und die stattliche Länge des weit über die Figur hinausragenden Bugspriets und Klüverbaums. Es machte den Eindruck, als ob irgend ein Riese, der stetig in die Ferne blickenden Fackelträgerin mit einem kolossalen Speer den Weg wiese. Die Bark war von einer Firma erbaut, der die Kauffahrteischifffahrt einige der schönsten Schiffe verdankt, die je die rothe Nationalflagge geführt haben.

Die Kajüte war ein kleiner, viereckiger Raum, von fünf Kammern umgeben, deren eine ziemlich groß war. Diese nahm nämlich die ganze Breite des Schiffes unter dem Steuerrade ein und stand außerdem durch eine Thür mit einer kleinen Kammer an der Steuerbord- oder rechten Seite des Schiffes in Verbindung. In der großen Kammer sollte Jessie und Richard wohnen und die kleinere daneben als eine Art Ankleidezimmer benutzen.

Der Tag kam heran, an dem Jessie sich endgültig an Bord begab. Das Gepäck befand sich in der Kajüte, dem Vater hatte sie Lebewohl gesagt, wobei der Kapitän sie in seiner Umarmung festgehalten hatte, als wollte er sie nimmer von sich lassen. Schon befand sich die kleine Bark auf dem Ocean, dessen Wogen sie voraussichtlich so manchen langen Monat schaukeln würden, bis sie jene braun und grün gefärbte Küste, die sich jetzt von Norden nach Süden hinter dem Heck des Schiffes ausdehnte, wieder zu Gesicht bekämen, während sie im Kielwasser des Schleppdampfers folgten.

Der Wind war östlich, mäßig frisch und bitter kalt. Die See sah aschfarben aus und war von kleinen Wellen belebt, die das Schiff spielend umplätscherten, als die Bark, dem Zuge des schweren Schlepprosses folgend, darüber hinwegglitt. Es war ein echter Wintertag. Ueber dem Horizont lagerte die Luft in dicken Massen und deutete auf kommenden Nebel, während die bleiche Sonne wie ein Flecken gelben Lichtes von unbestimmter Form auf einem Hintergrunde von trübem, verschwommenem Blau erschien, an welchem einige dampfartige Wolken vorüber zogen. Mit jedem Faden, den die Bark vorwärts kam, wurde die Küstenlinie hinter dem Heck unbestimmter und schwächer in der grauen Luft, die sich immer mehr zu verdichten schien.

Die Mannschaft stand um das Volkslogis herum und erwartete die Befehle zum Segelsetzen. Richard und der Steuermann gingen in regelmäßigem pendelartigem Seemannsschritt auf der Luvseite des Quarterdecks auf und ab, indem sie bald den Blick auf das Wetter, bald nach oben richteten. Der Steuermann, Heron, war Jessie bereits vorgestellt. Er war der Einzige, nach herkömmlicher Sitte vorstellungsfähige Mann. Die ihm im Range folgende Persönlichkeit war der Schiffszimmermann, der allerdings zweiter Steuermann genannt wurde, um die Thatsache, daß er als Offizier einer Wache abwechselnd mit Herrn Heron thätig sein sollte, gewissermaßen zu entschuldigen.

Der Eindruck, den Jessie von dem Steuermann empfing, war kein besonders günstiger. Er hatte eine unangenehme, gelbe Gesichtsfarbe; von „Wetter" war auch nicht eine Spur in seinem Gesicht vorhanden. Man hätte glauben können, daß er sein ganzes Leben lang in einem Keller gesessen und bei Gaslicht gearbeitet habe, anstatt der Sonne und den Stürmen ausgesetzt gewesen zu sein, die die Wangen bräunen und die Haut rauh machen. Sein Bart hatte eine leicht röthliche Färbung; seine Augen waren mattblau und hatten keinen festen Blick. Hände, Hals und Nacken waren so dürr, wie bei einer Person, die sich im letzten Stadium der Schwindsucht befindet. Auch nicht die geringste Einzelheit in seiner Erscheinung deutete auf jene Treuherzigkeit hin, die den echten Seemann kennzeichnet.

Während Jessie ihn beobachtete, als er mit ihrem Manne an Deck auf und ab ging, dachte sie unwillkürlich: „Wenn dieser Mann ein Seemann ist, dann müssen alle die alten Ueberlieferungen in betreff des Wesens und der Eigenschaften eines Seefahrers grundfalsch sein.“ Nach ihrer Meinung mußten es Leute sein wie ihr Richard oder ihr Vater, breitschultrige Burschen mit kühnen Gesichtern, mit einem regelrechten Hochseeschlängern beim Gehen und mit Augen, die alles beobachten und alles sehen, Männer, denen ihr Beruf auf der Stirne geschrieben steht.

Sobald das Land in der nebligen Luft verschwunden war, die jetzt den Horizont verengerte, und bis auf ein paar Seemeilen heranbrachte, begab sich Heron nach vorne und ertheilte mit scharfer Stimme einige Befehle. Im Augenblick war die Mannschaft in Bewegung. Taubündel wurden an Deck geworfen, und gleichzeitig hörte man die eigenthümlichen, heiseren Töne aussingender Matrosen, womit sie das Aufhissen der Klüver und Stagsegel begleiteten, die jetzt flaggend an den Stagen emporstiegen. Dann stiegen einige Leute nach oben, um die Marssegel loszumachen und während jene die Zeisinge lösten und dabei, über den Raaen hängend, die Flußpferde fast wagerecht nach hinten stemmten, warf der Schlepper die Trosse los. Vier oder fünf Matrosen ergriffen sie, und der Koch und der Steward, die Freiwächter, wie sie genannt werden, weil sie den ganzen Tag arbeiten und des Nachts schlafen, halfen ihnen, das schwere Schlepptau von der Back aus an Bord zu holen.

Jessie sah sich nach dem Schleppdampfer um, der jetzt Kehrt machte und dem Tyne (spr. Tein) zusteuerte. Er war das letzte Glied, das sie noch mit der Heimath verband. Als er vorbeifegte, winkten die Leute der Mannschaft der „Aurora“ Abschiedsgrüße zu; der Schaum spritzte unter den Radkästen hervor und ließ eine lange milchweiße Linie im Kielwasser zurück, während das kleine Fahrzeug über die flüchtigen, schaumgekrönten Wogen dahin tanzte und stampfte. Das Spritzwasser am Vordersteven erglänzte in dem verschwommenen winterlichen Sonnenschein wie ein kleines Feuerwerk in allen Farben des Regenbogens.

Jessie verfolgte den Dampfer mit den Blicken, bis er

zu einem formlosen Punkte im Nebel zusammengeschrumpft war. Da wurde sie aus ihren Gedanken aufgeschreckt. Richard legte seine Hand auf ihren Arm.

„Hast Du Dein Herz dort mitgeschickt, Jeß, zurück nach der alten Stadt?" fragte er lächelnd.

„Wenn Du dort geblieben wärest, könnte ich diese Frage bejahen," antwortete Jessie. „Aber wir sind beisammen, und ich danke Gott dafür."

Das Schiff war voller Leben. Die Mannschaft lief umher; mittschiffs kommandirte der Zimmermann und auf der Back der Steuermann. Einige Burschen brüllten von oben die Mittheilung herab, daß die Segel los seien und vorgeschotet werden könnten, und alle Mann arbeiteten nach Kräften. Für eine „Landratte" ist wohl kaum ein Schauspiel denkbar, das ihn mehr in Verwirrung setzen würde, als die Mannschaft eines Kauffahrteischiffes beim Segelsetzen zu beobachten. Alles scheint sich in Aufruhr und Verwirrung zu befinden; Rufe oben und an Deck, Chorgesänge zu gleicher Zeit an verschiedenen Enden des Schiffes, das Deck voller Tauwerk, während das Schiff sich auf die Seite legt und das langsam emporsteigende Segeltuch mit einem Geräusch wie dumpfer, weit entfernter Donner sich füllt, sobald der Wind sich in seine Falten hineinsetzt. Für Jessie indeß, welche die bei der scheinbaren Verwirrung doch in hohem Grade herrschende Ordnung zu bemerken im Stande war, und zum größten Theil wußte, was die von Richard und dem Steuermann ertheilten Kommandos bedeuteten, war es ein farbenreicher, interessanter Anblick. Eine Raa nach der anderen stieg empor, die Fallen wurden belegt, Halsen zu Bord getalzt, wobei alle Mann einen donnernden Chor anstimmten, und Schoten angeholt. Dann wurden die Brassen steif gesetzt, und nun legte sich das Schiff, als auch das Großbramsegel beigesetzt war, unter dem Drucke der Segel schon stark auf die Seite. Die Bark hatte jetzt alle Segel bei, die sie vorläufig brauchte, und die Mannschaft klarte das Deck auf.

Flüchtig eilte die „Aurora" über das Wasser dahin; nach dem Tumult, dem Singen und Schreien war eine wohlthuende Ruhe eingetreten. Der achtern am Ruder stehende Matrose bewegte nur ab und zu ein paar Speichen

des Rades, und nichts war zu hören, als das plätschernde Geräusch des Wassers unter dem Bug und das unterdrückte tiefe Brausen des Windes in den weißen, gewölbten Segeln oder gelegentlich das Knarren der Spieren, wenn die Bark zu Luward überholte. Der Nebel verhüllte die Küste vollständig, so daß das Schiff ebenso gut tausende von Meilen weit auf See hätte sein können.

„Da hast Du also die „Aurora" unter Segel, Jeß," sagte Richard, indem er zu seiner Frau trat. „Wie denkst Du über den kleinen Kahn?" Dabei blickte er stolz über das saubere Deck und die schön geschwungene Linie der Schanzkleidungen und dann nach oben an den breiten, prallen, schön geschnittenen Segeln empor, die sich eins über dem andern emporthürmten mit der Groß-Royalraa darüber, wie eine schwarze Linie als Schlußstrich, auf der das festgemachte Segel wie frisch gefallener Schnee lag.

Nachdem Jessie Ihre Bewunderung ausgesprochen, meinte Richard: „Wie wär's, Jeß, wenn Du jetzt hinunter gingest und Deine Kajüte etwas nach Schiffsbrauch in Ordnung brächtest? Wenn Du Hilfe brauchst, rufe den Steward. Ich muß an Deck bleiben."

„Um wieviel Uhr essen wir, Richard?"

„Was? Bist Du hungrig? Nun, da würde sich der Vater freuen, wenn er das hörte. Indessen haben wir noch eine volle Stunde Zeit," antwortete er, indem er nach der Uhr sah. „Vor halb zwei haben wir nicht Mittag."

Obgleich die Bark sehr lebhaft tanzte, denn die See stand auf ihren Luvbug zu, konnte sich Jessie doch mit größter Leichtigkeit auf den Füßen halten und wies Richards Hand zurück, die er ausgestreckt hatte, um ihr beim Hinabsteigen behilflich zu sein. Dies war ihr erster Besuch in der Kajüte, seit sie den Tyne verlassen hatten. Unten an der Treppe blieb sie eine Zeitlang stehen, indem sie sich an dem messingenen Geländer festhielt, und betrachtete den Raum, der jetzt an die Stelle ihres alten Wohnzimmers zu Hause treten sollte.

Richard hatte, ohne Jessie's Wissen, ein paar lange Kästen besorgt, die auf jeder Seite der Oberlichtfenster angebracht und mit Farnkräutern und Pflanzen angefüllt waren; daneben befanden sich noch zwei Glasbehälter mit

Gold- und Silberfischen. So einfach diese Vervollständigung der Kajüteneinrichtung auch sein mag, so wurde der Ort doch bei Weitem wohnlicher dadurch gemacht. Das düstere Gepräge des ganzen Raumes mit den starken, glatt polirten Holzwänden, mit dem durch das massive Deck ragenden Besanmast, der anscheinend auf dem Teppich stand, mit dem viereckigen Mahagonitisch und der Reihe von roßhaargepolsterten Sitzen wurde ganz unbeschreiblich gemildert. In der kleinen Kammer nebenan fand Jessie einige mit Büchern angefüllte Brettergestelle, einen Tisch nebst Lehnstuhl und verschiedene andere Sachen, die sie alle der Fürsorge ihres Mannes für ihre Bequemlichkeit verdankte.

Jessie brachte die Stunde bis zum Mittag in der Kajüte zu oder vielmehr in der Schlafkammer, wie man den Raum nennen mußte, um ihn von der Kajüte zu unterscheiden, und brachte das kleine Gemach für sich und Richard in Ordnung. Die gedrückte Stimmung, mit der sie an den Abschied vom Vater dachte, war völlig verflogen und an ihrer Stelle eine fröhliche getreten in dem Gedanken, mit ihrem Manne auf See zu sein, wozu noch der belebende Einfluß des frischen Windes und der frohen tanzenden Fahrt der Bark durch das Wasser das seinige beitrug.

Sobald sie ihre Arbeit vollendet hatte, war auch die Mittagszeit beinahe herangekommen, und Richard trat ein, als sie gerade bemüht war, vor einem kleinen, hin- und herpendelnden Spiegel ihr Haar zu bürsten, und sich dabei fast verrenkte, da sie jedesmal, wenn der Spiegel nach der einen Seite flog, gezwungen war, sich nach der anderen Seite zu biegen, um sich auf den Füßen zu halten.

Richard beobachtete sie eine Zeitlang und sagte dann lachend: „Aber wie gut Du Dich auf den Füßen hältst! Du schwebst über diesem Geschaukel, als ob Du Flügel hättest. Hast Du Dir unsere Reservekammer angesehen? Und wie gefallen Dir die Farnkräuter und Goldfische in der Kajüte?“

„Alles habe ich gesehen,“ antwortete Jessie mit liebevollem Blick. „Ich danke Dir, Du Guter.“

Jetzt klopfte der Steward an die Thür, um mit-

zutheilen, daß das Mittagessen fertig sei. Jessie folgte Richard und fand, daß die Kajüte ganz einladend aussah. Ein weißes Tischtuch bedeckte die Tafel. Darauf lagen Messer und Gabeln und standen dicke starke Gläser und Teller, sowie ein Rahmen, der das Herunterfallen des Geschirrs von der Schiffstafel auf See verhindern soll, und schließlich die Hauptsache: ein dampfendes Roastbeef und Gemüse. Die Gegenwart des Steward, der bediente, gab dem kleinen Mahl ordentlich einen großartigen Anstrich. Er blieb indessen nur so lange, bis er den Deckel von der Bratenschüssel abgenommen hatte, und stieg dann wieder die Kajütentreppe hinauf, um, wie Richard sagte, nach dem Pudding in der Kambüse zu sehen.

„Wann ißt denn Herr Heron?" fragte Jessie.

„Nach uns, d. h. sobald ich an Deck komme und ihn ablöse. Auf hoher See wird er abwechselnd einen Tag mit uns und den folgenden nach uns essen. Wie gefällt er Dir übrigens?"

„Ich kann kaum ein Urtheil haben," erwiderte Jessie. „Ich kenne ihn noch zu wenig. Ist er ein guter Seemann?"

„Du meinst, er sieht nicht danach aus," rief Richard. „Das thut er allerdings nicht. Nach seinem Gesicht zu urtheilen, paßt er besser hinter einen Ladentisch, als auf das Quarterdeck eines Schiffes. Aber er besitzt ein Schifferpatent, und das bedeutet schon etwas, wenn auch nicht gerade viel. Ich weiß nicht, weshalb er nicht ein ganz anständiger Steuermann sein sollte."

„Und was für eine Mannschaft hast Du, Richard?"

„Darüber kann ich Dir noch keine Auskunft geben, Jeß. Neue Besen kehren gut; wie sich die Leute im Anfang anstellen, reicht zur Bildung eines Urtheils nicht aus. Wir müssen erst etwas länger zusammen sein. Sie sind mir alle fremd."

In dieser Weise unterhielten sie sich über die Bark, die Leute und die Reise und dann über die Heimath, Newcastle, den alten Kapitän, und was er wohl für ein Haus miethen würde. Während der ganzen Mahlzeit aber ließ Richard in seiner Wachsamkeit und Sorge für das ihm anvertraute Schiff nicht nach. Fortwährend sah er auf den über ihm hängenden Kompaß, und bei jedem Geräusch

an Deck überflog der Ausdruck gespanntester Aufmerksamkeit sein Gesicht.

Der Steward brachte nun als zweiten Gang den Pudding. Er war ein kleiner untersetzter Mann mit O-Beinen, einer Alpakkajacke und einem sauren Gesicht, das mit einer erdbeerfarbenen Narbe über die rechte Backe verziert war. Uebrigens war er so flink und gewandt wie ein Affe und so sicher und fest in dem Gebrauch von Armen und Beinen, trotz aller Bewegungen des Schiffes, daß ein Geschirr oder Präsentirbrett nirgends besser aufgehoben war, als in seinen Händen.

Viertes Kapitel.

Dicker Nebel.

Das Ehepaar hatte sich soeben an dem Pudding gütlich gethan, als plötzlich die Stimme des Steuermanns erschallte, die scharf und laut irgend jemand auf der Back anrief.

Richard sprang sofort auf, ergriff seine Mütze und stürzte die Kajütentreppe hinauf.

Neugierig auf die Ursache des lauten Rufes des Steuermanns, zog auch Jessie rasch ihr Jackett an, band ein Tuch um den Kopf und begab sich an Deck. Die Mannschaft rannte umher und war damit beschäftigt, das Großsegel aufzugeien. Richard stand dicht neben dem Mann am Ruder und gab von dort aus einige Befehle; vorne auf der Back stand der Steuermann, blickte über die See und drohte irgend einem dort befindlichen Gegenstande mit der Faust, während er die andere Hand als Sprachrohr benutzte und Jemand etwas zurief.

Das Wetter war vorher schon ziemlich trübe gewesen;

jetzt aber hatte sich ein dichter Nebel herabgesenkt und verhüllte die See.

Jessie stand in der Kajütskapp, um Niemand im Wege zu sein, und konnte gerade noch in der Richtung, wohin der Steuermann mit der Faust drohte, den Schatten eines großen Ewers oder ähnlichen Fahrzeuges erkennen, das unter dem vollen Druck seines dunklen Segels über die Wogen dahintaumelte, aber hartnäckig denselben Kurs weitersteuerte, auf dem die „Aurora" es soeben fast angerannt hatte.

„Warum haltet Ihr nicht ab?" schrie Heron, als in dem Aussingen der Leute eine Pause entstand. Seine Stimme klang vor Wuth so heiser wie die eines Raben. Es war ein förmliches Gekrächz und zwar ein sehr häßlich klingendes.

Einige unbestimmte Laute, ob Worte oder Gelächter, konnte man nicht unterscheiden, drangen von den schnell im Nebel verschwindenden Umrissen herüber. In ein paar Sekunden war der dunkle Schatten verschwunden und die „Aurora" lag nun mit dem Kopf im Winde und stampfte furchtbar in den aus dem Nebel ihr entgegen rollenden Seen. Alle Segel lagen back und das Schiff machte keine Fahrt mehr.

Glücklicherweise war der Wind nicht heftig genug, um die Lage zu einer gefährlichen zu gestalten. Nachdem der Besan eingegeit, die Achterstagsegel niedergeholt, die Klüverschooten angeholt und die Achterraaen vierkannt gebracht waren, fiel die Bark endlich wieder ab.

„Lassen Sie das Großsegel festmachen und halten Sie das Schiff nur unter Marssegeln und Fock, bis das Wetter sich aufklärt," rief Richard dem Steuermann zu.

Die Befehle wurden wiederholt und die Leute stiegen nach oben, um die Segel festzumachen.

Richard sah blaß und ärgerlich aus. Er ging an Deck auf und ab, und dicht an Jessie vorüber, ohne sie zu beachten. Der Steuermann am Fallreep blickte mit zusammengezogenen Brauen auf die Matrosen auf der Großraa, die das Segel aufrollten und eben damit beschäftigt waren, mit einem Chorgesang den Bauch aufzuholen. Richard rief ihn zu sich heran.

„Herr Heron!“

„Herr!“

„Wie lange haben wir schon diesen Nebel?“

„Ungefähr fünf Minuten ehe Sie vom Essen herauf=kamen,“ antwortete Heron.

„War jenes Fahrzeug, das wir beinahe überrannten, in Sicht, ehe der Nebel aufkam?“ fragte Richard weiter.

„Ich habe es nicht gesehen, Herr.“

„Ich fragte ja, ob es in Sicht war?“

„Der Ausgucksmann hat es gesehen,“ antwortete der Steuermann, indem er sich sichtlich bemühte, seinen Aerger zu verbergen, „aber nicht gemeldet, da er annahm, ich hätte es auch gesehen. Außerdem hielt er das Fahrzeug für weiter entfernt und glaubte, daß es vor unserem Bug vorbei segeln würde.“

„Wie heißt der Mann?“

„James Snow.“

„Aber wo hatten Sie denn Ihre Augen, Herr Heron?“

Keine Antwort.

„Und weshalb benachrichtigten Sie mich nicht, als dieser Nebel aufkam?“

Wieder eine Pause und keine Antwort von Herrn Heron.

„Sie hätten doch kleine Segel machen müssen, als Sie den Nebel kommen sahen! Statt dessen halten Sie das Schiff in voller Fahrt unter einem Großbramsegel. Ist das etwa seemännisch gehandelt?“

Herr Heron antwortete nicht.

„Nun,“ meinte Richard ruhig, „dies ist die erste Reise, die wir zusammen machen und fast die erste Stunde der=selben. Ich will hoffen, daß Sie mir nicht wieder Veran=lassung geben, Ihnen zu sagen, was Sie in solchen Fällen zu thun haben, nämlich, daß Sie einen scharfen Ausguck halten, auch darauf achten, daß er von anderen gehalten wird, und mich sofort benachrichtigen, sobald Umstände eintreten, wo Ihnen Ihre Erfahrung als Seemann sagen muß, daß ich an Deck zu sein wünsche. In dickem, un=sichtigem Wetter in der Nordsee will ich kein Vorwärts=treiben, Herr!“

Da der Steuermann keine Entschuldigung vorbrachte, schloß Richard, daß er nichts entgegnen konnte. Nach seinen Mienen zu urtheilen, würde er wohl ziemlich scharf geantwortet haben, hätte er irgend einen guten Grund für seine Nachlässigkeit angeben können. Ein paar Minuten später ging Heron hinunter zu Mittag, und Jessie schloß sich an Richard an, der zwischen dem Ruder und dem Besanmast auf und ab ging.

Der Anblick, den die Bark jetzt darbot, machte einen ganz eigenthümlichen Eindruck. Mit schräg liegenden Masten und feuchtem Deck segelte sie in das rings herum lagernde, weiße, dunstige Nichts hinein. Der Nebel war so dick, daß höher hinauf als bis zu den Bramsalingen nichts mehr zu sehen war; das Bugsprit verschwamm schon wenige Fuß vor dem Steven, und die Gestalten der beiden Matrosen auf der Back, die dort, jeder dicht an einem Krahnbalken Ausguck hielten, waren nur in unbestimmten Umrissen sichtbar. Der Wind wehte scharf und schneidend aus dem Nebel heraus, welcher das Schiff so eng einschloß, daß man auch die Oberfläche des Wassers nur auf die Entfernung von einem bis zwei Faden sehen konnte. Die Mittelstücke der Segel waren von der feuchten Luft bereits dunkel gefärbt, und das schwarze, stehende Gut (Takellage) glänzte, als ob es geölt wäre. Die ganze Mannschaft befand sich an Deck; die Leute blickten über die Reeling oder gingen hurtig auf und ab. Ihre verschiedenen Anzüge erhöhten das Malerische dieses Seebildes. Einige waren in blauen Düffel gekleidet, andere trugen gelbes Oelzeug, noch andere nichts als das wollene Hemd, Segeltuchhosen und den Südwester. Alle trugen das unvermeidliche Schneidemesser an der Hüfte. Dabei gab es hier die verschiedensten Gesichtsbildungen: einer mit dunklem Vollbart, ein anderer ganz hellblond, wie ein Skandinavier, ein dritter mit einem Mulattengesicht. Bei einigen deutete die bronzene Hautfarbe, die Ohrringe, die vorstehenden Backenknochen in den hageren Gesichtern und die glänzenden, unruhig umherschauenden Augen, in denen sich eine nur halb unterdrückte meuterische Gesinnung auszusprechen schien, auf den amerikanischen Matrosen hin. Inzwischen pflügte die Bark auf ihrem Wege vorwärts

über die kurzen Wellen dahin, indem sie das Wasser auf beiden Seiten in glashellen Bogen zurückwarf, die sich im Falle wieder in Schaum auflösten. Es schien, als ob das Schiff sich wie ein Mensch im Dunklen durch die alles verhüllenden Nebelmassen hindurch fühlte und tappte.

„Hast Du gehört, Jessie, wie ich vorhin mit Heron sprach?" fragte Richard.

„Ich konnte nicht vermeiden, es zu hören; ich stand ja in der Kajütskapp," antwortete sie.

„Der Mann muß einen merkwürdigen Ausguck gehalten haben," sagte Richard halblaut, „daß er das Fahrzeug nicht bemerkt hat, während es doch nach seiner eigenen Aussage von der Back aus gesehen wurde. Eine einzige Schiffslänge weiter, und wir hätten jenes Fahrzeug angerannt und vielleicht in Grund gebohrt und selber Schaden genug erlitten, um genöthigt zu sein, nach dem Tyne zurückzulaufen. Das wäre ein netter Anfang gewesen."

„Du hast ihm ziemlich scharf den Text gelesen, Richard," meinte Jessie.

„Nicht schärfer, als er es verdient," versetzte Richard. „Wenn uns irgend ein Unfall mit jenem Fahrzeug zugestoßen wäre, würden die Herren vom Seeamt sofort hinter mir her sein und mir klar machen, daß es meine Pflicht gewesen wäre, an Deck zu sein, daß ich kein Recht hätte, mein Mittagbrot in der Kajüte zu essen, ob ich nun gewußt, daß es neblig sei, oder nicht. Schließlich hätten sie mir auf drei, sechs oder zwölf Monate mein Patent entzogen, was für neunundneunzig unter hundert Kapitänen den völligen Ruin bedeutet. Heron wird mich als einen sehr gemüthlichen Schiffskameraden kennen lernen, wenn er seine Schuldigkeit thut, wie es einem tüchtigen Seemann zukommt, und für die er bezahlt wird; finde ich aber, daß er untauglich, daß er von achtern durch die Kajütenfenster hier an Bord gekrochen ist, dann kann er mich auch von einer anderen Seite kennen lernen."

„Sei nur nicht zu hart mit ihm, Richard," bat Jessie. „Laß ihm doch etwas Zeit."

„O, Jeß," meinte er lachend. „Du müßtest wirklich ein Schiff zu befehligen haben. Du würdest einen Schiffskapitän abgeben, mit dem die Leute um die ganze Welt

segeln möchten. Wenn Heron ein Seemann ist, wird er deswegen nicht böse sein, weil ich ihm sage, daß er einen Fehler begangen hat und dies auf Wahrheit beruht; wenn er aber kein Seemann ist, na, dann ist es ziemlich gleichgiltig, wie er über mich denkt."

Der Nebel verursachte Richard viel Aerger, da die frische, stetige Brise unter diesen Umständen zur Hälfte für das Schiff verloren ging. Er war gezwungen, vorsichtig vorwärts zu segeln und führte nur wenig mehr Tuch, als es bei einem Sturme der Fall gewesen sein würde. Was er am meisten zu befürchten hatte, war ein Zusammenstoß. Einer war schon mit genauer Noth vermieden; aber jeder Augenblick konnte einen anderen bringen. Das Schiff konnte plötzlich den Stoß eines Dampfers verspüren, der ihm seinen eisernen Bug tief in die Seite hineinbohrte, oder mit irgend einem Segelschiff unklar werden und mit den Raaen ineinander verfahren, so daß der Mannschaft Spieren und Blöcke und laufendes Gut um die Ohren flögen.

Da verflog plötzlich der Nebel rings umher. Es geschah das so rasch, wie ein Stück Zauberei. Die Bark tanzte aus dem dicken Grau in die helle, klare Luft hinein, und strahlender Wintersonnenschein leuchtete von dem blaßblauen Himmel herab, über den zerrissene Wolkengebilde dahinflogen, die in Farbe und Aussehen große Aehnlichkeit mit dem Nebel hatten, dem das Schiff soeben entronnen.

Dicht vor der „Aurora", in einer Linie mit ihrem Klüverbaum, segelte eine Kohlenbrigg. Wie lange sie schon in dieser Entfernung vor der Bark sein mochte, das blieb unaufgeklärt. Sie war so nahe, daß man hätte bequem einen Stein auf ihr Deck schleudern können. In dem Augenblick, wo ihre Mannschaft das Schiff entdeckte, entstand eine höchst belustigende Verblüfftheit. Ein alter Mann mit schwarzem Südwester und weißem Bart, der ihm das Aussehen eines Kapuzineraffen verlieh, sprang auf die Heckreeling und rief einige unverständliche Worte nach der Bark hinüber. Die Mannschaft mit ihren geschwärzten Gesichtern sprang in allen Richtungen umher, und die alten, der Brigg als Segel dienenden Kohlensäcke flatter-

ten wie Wäsche, die in einer steifen Brise zum Trocknen aufgehängt ist, als das tief beladene Fahrzeug langsam in den Wind luvte.

Es giebt kein häßlicheres Fahrzeug in der Welt, als einen richtigen alten, nordenglischen Kohlenfahrer, gebaut wie eine Zuckerdose, mit Baumsock und kurzen Bramstangen und mit einem Bug wie die Seite eines Eimers. Aber vielleicht gerade aus diesem Grunde machte es den malerischsten Eindruck. Der Name dieser alten, tiefgehenden Waschbütte war „Richard und Ann". Die drei oder vier Leute, aus denen die Mannschaft besteht, steigen schwerfällig an Deck herum, um die Befehle des Schiffers auszuführen, der den Mann am Ruder abgelöst hat, damit er den andern beim Brassen helfen solle.

Wenn die Brigg auch nicht vom Tyne war, so gehörte sie doch zu einem Nachbarhafen, und während Jessie beobachtete, wie sie allmählig zurückblieb, da dachte sie mit einem gewissen wehmüthigen Gefühl daran, wie oft sie wohl ihre Reise gemacht haben und zurückgekehrt sein würde zu jener theuren Küste, die sie jetzt hinter sich ließen, bis sie selber wieder sich in diesen Gewässern befänden und das Bugsprit der „Aurora" wieder einem nordenglischen Hafen zugekehrt würde.

Fünftes Kapitel.

Nacht in der Nordsee.

Die „Aurora" sollte jetzt alle Segel beisetzen, die sie führen konnte. Auf dem Quarterdeck ertönten die Kommandorufe des Kapitäns und des Steuermanns, vorne die heisere Stimme des Zimmermannes und dazwischen das Aussingen der Matrosen. Eine Raa nach der anderen

wurde gehißt, ein Segel nach dem anderen entfaltete sich vor dem Winde. Dann sagte Richard zum Steuermann: „Geben Sie ihr das Groß-Royal, Herr Heron. Wir müssen die Zeit, die wir im Nebel verloren haben, wieder einbringen.“ Sofort sprang ein junger Seemann die Wanten hinauf, und gleich darauf blähte sich das leichte Segel, von den Geitauen noch gehalten, wie ein Ballon im Winde, und von der schwindelnden Höhe herab ertönte der nur schwach vernehmbare Ruf: „Schot' vor!“ „Ueberhol' die Geitaue!“ brüllte der Steuermann zurück. Ein sogenannter Hand über Handgesang hallte an Deck entlang, und das Segel war gesetzt. Es krönte die mittlere Segelpyramide und bildete einen ebenso leichten, zierlichen und anmuthigen Abschluß des stattlichen Aufbaues, wie ein über dem Gipfel eines schneebedeckten Berges schwebender, vom Monde beschienener Wolkenstreifen.

Als nun auch noch das Vor-Royal beigesetzt wurde, befand sich die „Aurora“ unter vollen Segeln. Sie legte sich auf die Seite und warf das Spritzwasser vorne in ganzen Wolken empor, die in allen Farben des Regenbogens schillerten. Unter den gewaltigen, weißen Segeltuchflächen, die über dem schlanken Rumpf zum Himmel emporragten, sauste die kleine stolze Bark dahin wie ein Dampfer.

Jessie befand sich unterdessen in der Kajüte und ordnete Instrumente, Bücher und Papiere. Ermüdet setzte sie sich schließlich in den Lehnstuhl in der Reservekammer und war in wenigen Minuten fest eingeschlafen.

Als sie wieder erwachte, stand Richard in der Thür und betrachtete sie.

„Ei, Jessie, mein Lieb,“ sagte er, „wenn Du müde bist, gehe doch lieber ordentlich zu Bett und schlafe Dich aus.“

„O, ich bin schon wieder ganz frisch und munter,“ antwortete Jessie, indem sie aufstand. Sie mußte sich auf Richards Arm lehnen, um nicht zu fallen. Das Deck hatte eine Neigung, wie der Abhang eines Hügels, und das Schiff stampfte und sprang wie ein Pferd bei einem Hürdenrennen.

„Wenn Du munter bist,“ sagte der Kapitän, „so komm

mit an Deck und sieh Dir ein Schauspiel an, wie es wohl selten schöner in der Welt gesehen werden kann."

Beide stiegen nach oben; weder ein Walfisch, noch ein brennendes Schiff, noch ein ähnliches Wunder war zu sehen; nichts als ein Sonnenuntergang, doch ein so prachtvoller, wie er wohl kaum jemals gesehen wird. Es hätte einem Maler als Hintergrund für ein Bild dienen können, das den Tag des jüngsten Gerichts darstellt.

Bis zu einer Höhe von ungefähr fünfzehn Grad über dem Horizont erhob sich ein Bogen, anscheinend aus schimmerndem Golde. Er reichte von Westnordwest bis weit in das Nordostviertel des Gesichtskreises hinein. Von dieser, aus flüssigem Feuer bestehenden, wunderbaren Brücke herab hing eine Anzahl von Wolken, die unten dunkel, in ihren oberen Theilen mit lebhaft orange-, saphir- und smaragdfarbenen Streifen durchschossen waren. Sie hingen senkrecht herunter, und in der Mitte stand die Sonne, deren Unterrand soeben den Wasserspiegel berührte, wie in einen mächtigen, flammenden Käfig eingeschlossen. Die blutrothe, feurige Masse schien sich in der sie umgebenden Luft auszudehnen und zusammenzuziehen und machte auf das Auge den Eindruck einer unter dem Einfluß einer unbeschreiblichen Gluth zitternden Kugel von schmelzendem Metall. Außer unmittelbar unter der Sonne zeigte die See überall eine harte, winterliche, dunkelgrüne Farbe. Ueber die schäumenden, sich überstürzenden Wogen, unter Sausen und Brausen ringsumher, tanzte die „Aurora" dahin.

Jetzt verschwand der Glanz. Im Westen war nur noch ein schwaches Roth sichtbar, das grüne Wasser wurde dunkler, das leuchtende Weiß des Schaumes verblaßte, und im Osten zeigten sich bereits einzelne Sterne zwischen den Wolken. Die Nacht brach mit tiefer Dunkelheit an. Sobald die letzte Spur von Tageslicht am Himmel verschwunden war, erglänzten die Sterne heller zwischen den Wolken. Einige funkelten in einem scharfen, klaren, grünlichem Lichte, andere in schwachem Rosa und darüber glitzerte das schwarze Firmament von Myriaden winziger Punkte, wie mit Silberstaub bestreut.

„Nun, der Vorhang ist gefallen," sagte Richard. „Wir

wollen hinunter und uns stärken.“ Damit ergriff er Jessie bei der Hand und führte sie in die Kajüte, wo der Thee bereit stand.

Die regelmäßige Seeordnung hatte bereits begonnen. Schon seit mehreren Stunden waren die Leute gemustert und in Wachen eingetheilt. Die Dunkelheit und Stille an Deck verstärkte noch den Eindruck des hoch oben brausenden Windes und des zischenden Geräusches der sich brechenden Wogen. Achtern glänzte aus dem Oberlicht die Kajütenlampe mit mildem Schein, und der Steuerkompaß war von einer leuchtenden Nebelwolke umgeben, hinter welcher der Mann am Ruder stand und die Speichen des Rades mit beiden Händen gefaßt hielt.

Der „Offizier“ der Wache war jetzt der Zimmermann, ein starker Mann, mit mächtigen, breiten Schultern. Er ging an Deck auf und ab. Bei dem vom Oberlicht ausströmenden Scheine sah seine Gestalt in dem ungewissen Lichte aus, wie der Körper eines Riesen, dem die Beine an den Knieen abgeschnitten sind.

Nach dem Abendessen blieben Jessie und Richard in der Kajüte, leise plaudernd, bis der Steward kam, um zu melden, daß vier Glas geschlagen seien (zehn Uhr), und fragte, ob er die von einem starken Decksbalken herabhängende Kajütenlampe herunterschrauben solle. Es war für Jessie Zeit, zu Bette zu gehen.

„Schlaf ein, so schnell Du kannst, Jeß,“ sagte Richard. „Ich werde wohl ziemlich die ganze Nacht aufbleiben. Regelmäßige Schlummerstunden giebt es für mich nicht, bis wir klar vom Kap Lizard sind.“

Beide sagten sich so zärtlich gute Nacht, als ob sie sich einen ganzen Monat lang nicht wiedersehen sollten; dann ging Richard an Deck und Jessie in ihre Kammer. Obwohl sie sich bald zur Ruhe begab, war an ein Einschlafen nicht zu denken. Die Kammer schien die geräuschvollste zu sein, die je erbaut wurde. Die Wände krachten fortwährend und die starken Deckbalken stöhnten wie verwundete Männer, aber alles übertönte das stetige dumpfe Brausen des Windes; mit ihm vermischte sich das nur schwach hörbare Geräusch der Wellen und das Zischen des Schaumes wie ein in weiter Ferne rauschender Wasserfall.

Lange dauerte aber dieses Treiben nicht und Jessie hörte das Geräusch auf Deck geworfener Taue und gleich darauf Rufe und die Stimmen der aussingenden Wache beim Aufheben der Geitaue und Gordings. Es wurden Segel weggenommen, und die Bewegungen der Bark wurden weniger heftig. Bald darauf trat Richard in die Kammer. Sein rauhhaariger Ueberrock glitzerte von schnell schmelzenden Schneeflocken, und auch auf seinem Gesicht funkelten einige nasse Tropfen. Er zog leise einen Oelrock an und setzte den Südwester auf. Dann trat er an die Koje, vielleicht um sich einen Kuß zu rauben, fuhr aber zurück, als er Jessie mit offenen Augen liegend erblickte.

„Halloh! Ich dachte, es wäre Deine Wache zur Koje, Jeß," sagte er, und trat zurück, um mit seinen feuchten Kleidern keine Kälte in ihre Nähe zu bringen. „Kannst Du nicht schlafen, Kind?"

„Ich muß warten, bis ich mich an das Geräusch in dieser Kammer gewöhnt habe," antwortete Jessie. „Jeder Nagel und jeder Balken hat seine eigene Melodie, als ob sie das Brausen der See da draußen verspotten wollten."

„Das habe ich gefürchtet," meinte Richard. „Die See ist Jannaats Amme, und dies das Lied, mit dem sie ihn einsingt."

„Wenn nur die Wiege etwas sanfter geschaukelt würde," entgegnete Jessie. „Regnet es, Richard?"

„Ja, es hagelt ein bischen. Aber nun schlafe mir ein, Jeß." Er nahm seinen Südwester ab, um ihr einen Kuß zu geben, denn der vorspringende Schirm dieser eleganten Kopfbedeckung ist nämlich derartigen Zärtlichkeitsbeweisen sehr im Wege. Dann sagte er ihr nochmals gute Nacht und verließ die Kammer. Ob er noch einmal wiederkam oder nicht, wußte Jessie nicht. Als sie die Augen öffnete, schien die Sonne hell durch das der Koje gegenüber liegende Fenster, und als sie nach der Uhr sah, fand sie, daß es halb neun sei. Sie hatte also volle neun Stunden geschlafen, ohne sich zu rühren.

Sechstes Kapitel.

Im Atlantischen Ocean.

Es war ein prachtvoller Morgen, der Wind nur ganz leicht und so milde, wie ein Frühlingstag, obwohl er in kleinen, schwachen Stößen aus ostsüdöstlicher Richtung wehte. Jessie hatte schon früher den Kanal durchsegelt, als sie ihre Eltern auf einer Reise nach Westindien begleitete. Als sie nach dem Frühstück an Deck kam, fühlte sie sich in einen vorzeitigen Sommer hinein versetzt. Das blaue Wasser, das nur hier und dort auf flachen Stellen, von einigen andersfarbigen Flecken bedeckt war, bewegte sich in sanften Falten wie ein leise geschütteltes Stück Seidenzeug, während ein paar Meilen vor ihnen die schneeweißen Felsen von Nord-Foreland emporragten, auf deren Gipfel sich der gelbliche Leuchtthurm scharf gegen das Azur des nordischen Himmels abzeichnete.

Richard trat zu Jessie heran und blieb, über die Reeling gelehnt, an ihrer Seite stehen. Die Leute waren an den verschiedensten Orten mit irgend einer jener unzähligen Arbeiten beschäftigt, die es auf einem Schiffe auf See zu verrichten giebt. Der Steuermann Heron, der die Wache hatte, ging ruhig am Fallreep auf und ab und warf zuweilen einen Blick auf die Leute. Dann kam er auch ab und zu nach achtern und sah auf den Kompaß. Von der Küste und ihren Schönheiten nahm er offenbar keine Notiz.

Der Kapitän beobachtete Heron eine Weile, dann sagte er mit unterdrückter Stimme: „Ich wünschte, ich hätte einen lebendigeren Steuermann. Was ist dieser Mensch eigentlich? Ein Dichter vielleicht? Er scheint stets zu träumen."

„Entweder kann er Dir den Verweis nicht vergessen," meinte Jessie, „oder er ist von Natur mürrisch und kann

ebensowenig für seinen Charakter wie ich für meine Haarfarbe."

„Beides wahrscheinlich," antwortete Richard. „Etwas gefällt mir jedoch nicht. Er und der Zimmermann scheinen auf sehr gutem Fuß mit einander zu stehen. Darin würde ich nun nichts finden, wenn die Beziehungen zwischen ihm und mir so wären, wie sie sein müßten, und es sicherlich auch sein würden, wenn er eben ein tüchtiger, umgänglicher Mann wäre. Es ist ein schlechtes Zeichen, wenn ein Steuermann sich seine Freunde unter den Leuten sucht, wenn auch, wie in diesem Falle, der betreffende Freund Offiziersstelle vertritt."

„Wie heißt der Zimmermann eigentlich, Richard? Ich habe bis jetzt noch nicht seinen Namen gehört."

„Thomas Short."

„Ein guter Name für seine kurze Figur," meinte Jessie lachend. „Wahrscheinlich findet Herr Heron in dem Charakter jenes Mannes etwas ihm Zusagendes. Was das Benehmen anbetrifft, scheinen die Beiden sich gegenseitig nichts vorzuwerfen zu haben. Der Zimmermann sieht mehr aus, wie eine Schiffsgalion als wie ein menschliches Wesen. Wenn wir erst ordentlich draußen auf hoher See sind, wirst Du ihn ja näher auf seine Tüchtigkeit prüfen können. Vorläufig mußt Du ihn einfach so nehmen, wie er ist, und Dich nicht weiter mit dem Manne einlassen, als es der Dienst mit sich bringt."

Der Tag blieb anhaltend schön und bot ein abwechslungsreiches Bild. Schiffe aller Arten und Nationen belebten den Kanal. Ein großer Oceandampfer kam an der Bark vorübergestürmt. Die vergoldeten Verzierungen an dem schlanken eisernen Vordersteven strahlten einen matten Glanz aus, von dem aus eine feurige Linie, die lange Reihe blitzender Fenster, an der dunkelgrünen Seite entlang zu laufen schien. Doch auch die „Aurora" schien die Aufmerksamkeit der an Deck versammelten Menschenmenge zu erregen, da alle das Schiff im Vorüberfahren eifrig durch Fernrohre und Operngläser betrachteten. Jedenfalls bot die Bark einen ebenso schönen Anblick dar, wie der Dampfer, denn ein solcher, so groß und stolz er auch sein mag, ist in Bezug auf Schönheit, malerisches

Aussehen und Majestät mit einem eleganten, schlanken Segelschiffe nicht zu vergleichen, wenn es von einer stetigen Brise zur Seite geneigt, die tiefgrünen Gewässer durchschneidet. Wie eine schneeweiße Wolkensäule schwebt es dahin. Es scheint ein ebenso unzertrennliches Zubehör des Meeres zu sein, wie der riesenhafte Albatroß oder der winzige Sturmvogel, von denen man nicht weiß, wo sie herkommen, und die uns vorkommen, als wären sie aus dem Schaume der Wogen entstanden.

Gegen Abend sprang der Wind nach Nordost um. Das schöne, frühlingsähnliche Wetter verschwand wie Wachs am Feuer. Dunkle Wolken rollten heran und der Horizont wurde ringsumher dick und undurchsichtig. Der alte Winter war wieder erwacht und machte sich durch eine schwere Hagelböe bemerkbar. Die Schlossen rasselten auf Deck hernieder, als ob oben in den Marsen ganze Eimer voll Rehposten ausgeschüttet würden, und der Wind wehte mit einer so schneidenden Schärfe, daß es durch Mark und Bein drang. Glücklicherweise war die Brise der Bark günstig, die fortwährend steifer wurde, so daß vor Eintritt der Dunkelheit bereits ein halber Sturm wehte.

Einige Minuten in diesem Wetter waren für Jessie völlig genug. Sie eilte hinunter, legte ihre Umhüllungen ab, nahm ein Buch zur Hand und setzte sich dicht an den Kajütenofen. Hier lauschte sie dem Stöhnen des Schiffsrumpfes und dem langgezogenen Seufzen des Windes und der See.

Dieses Wetter hielt den ganzen Kanal hindurch an. Jessie verließ sehr selten die Kajüte und sah von Richard nur wenig. Der Kapitän kam höchstens zu den Mahlzeiten, die er dann mit einer Schnelligkeit einnahm, daß an eine Unterhaltung mit ihm nicht zu denken war. Des Nachts umhüllte undurchdringliche Finsterniß das Schiff, die es mit jeder Böe noch enger einschloß, so daß nichts sichtbar blieb als wenige Faden der stürmischen See, über die die Bark auf ihrem schäumenden Kurse wild dahinstampfte; jede Stunde, die sie vorwärts segelte, brachte sie dem offenen Ocean näher.

Nachdem das stürmische Wetter wohl drei Tage angehalten hatte, erwachte Jessie am Morgen und sah die Sonne scheinen und ihren Mann neben ihrer Koje stehen.

Er theilte ihr mit, daß sie den Kanal hinter sich und den ganzen Atlantischen Ocean vor sich hätten.

Als Richard die Kajüte verlassen, erhob sich Jessie und kleidete sich an. Jetzt erst bemerkte sie, daß sie die gewöhnliche Zeit um eine Stunde verschlafen hatte, denn als sie in die Kajüte trat, stand das Frühstück bereits auf dem Tische und Richard wartete. Der Steuermann nahm diesmal ebenfalls an der Morgenmahlzeit theil. Er trat eben aus seiner Kammer, wo er eine Reinigung vorgenommen hatte, nachdem er seit vier Uhr Morgens an Deck gewesen war.

„Wie ist das Wetter, Herr Heron?" fragte Jessie freundlich. „Ich bin noch nicht an Deck gewesen."

„Schön," erwiderte er. „Eine angenehme Brise und ein klarer Himmel."

„Wir verdienen auch einen klaren Himmel," rief Richard. „Ein paar Tage dickes Wetter im Kanal genügen, um einen jungen Mann grau zu machen. Kein Wunder, daß Schiffsführer in den sogenannten besten Jahren schon alt aussehen."

„Ja," meinte Herr Heron in seiner kurzen Art. „Die See ist voll von allerlei Mühsalen, und auch Steuerleute haben ihr Theil davon zu tragen."

„Das weiß ich so gut wie irgend einer und bin völlig Ihrer Meinung," antwortete Richard herzlich. „Auf See ist die Verantwortlichkeit des Steuermanns und des Kapitäns ziemlich gleich groß. Wenn aber die Beiden zusammenarbeiten und in gutem Einverständniß miteinander handeln, trägt jeder Mann eben nur die halbe Last.

Heron sah den Kapitän unter seinen gesenkten Augenlidern von unten herauf an und frühstückte weiter, ohne zu antworten.

„Wie wird Short mit den Leuten fertig, Herr Heron?" fragte Richard.

„Soviel ich sehen kann, ganz gut, Herr," antwortete der Steuermann.

„Ich bemerke, daß Sie und er sehr gut mit einander stehen; das freut mich," fuhr Richard fort, indem er Heron etwas scharf anblickte. „Waren Sie schon vor dieser Reise einmal mit Short zusammen?"

„Nein," antwortete Heron. „Uebrigens wüßte ich nicht, daß wir so besonders gut mit einander ständen. Obgleich Schiffszimmermann, ist er doch auch zweiter Steuermann, und demgemäß behandle ich ihn."

„Nun, das freut mich zu hören," rief Richard. „Ich habe es gern, wenn die Steuerleute auf gutem Fuße mit einander stehen, natürlich unter der Voraussetzung, daß sie sich in Reden und Gedanken von den Leespeigatten klar halten und die Quarterdeckangelegenheiten ihrem Kapitän und sich selber überlassen. Wenn Short die Freundschaft der Leute im Volkslogis genießt, und an Deck von ihnen mit der schuldigen Achtung behandelt wird, dann ist er ein tüchtiger Mann; darauf können Sie sich verlassen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie die Leute über Short denken, Kapitän," erwiderte der Steuermann.

„Und wie finden Sie die Mannschaft, Herr Heron?" fuhr Richard in seiner leichten und offenen Manier fort. „Mir scheinen alle ganz tüchtige Leute zu sein — bis auf James Snow vielleicht — dem der Verweis jedenfalls nichts schaden kann, den ich ihm dafür ertheilte, daß er damals vor dem Tyne das Fahrzeug nicht meldete."

Der Steuermann nahm sich etwas Zeit, ehe er antwortete, als ob er sich erst mehr die Fassung als den Sinn seiner Antwort überlegte. Dann sagte er:

„Ich glaube, Sie werden noch Mühe haben, Herr."

„Weshalb meinen Sie das?" fragte Richard schnell, doch ohne Schärfe und Aufregung.

„Ich hörte, daß man vorne davon spricht, daß einige von den Leuten, die als Vollmatrosen angemustert sind, ihre Arbeit nicht verständen."

„Sie hörten; aber von wem, bitte?"

„Von Herrn Short."

„So! Haben Sie irgend etwas derartiges bemerkt, Herr Heron?"

„Seit ich Steuermann bin, antwortete Heron, „habe ich es mir zum Gesetz gemacht, niemals von den Reden der Mannschaft Notiz zu nehmen, bis die Sache nach achtern gebracht wird. Wenn irgend welche Nörgeleien im Gange sind, finden sie ihren Weg schon schnell genug nach diesem Ende des Schiffes."

Welchen Eindruck diese Worte auf Richard machten, war nicht klar; so viel aber ging aus ihnen hervor, daß der Steuermann ein Schurke war, der den Kapitän haßte und in jeder Hinsicht auf seiten der Mannschaft stand.

Heron erhob sich und trat in seine Kammer. Jessie sah Richard an und wollte etwas sagen, doch er hielt den Finger an die Lippen.

„Still, Jeß," sagte er mit leiser Stimme; „wenn der Mann auch gerade kein Esel ist, so hat er doch lange Ohren, und wenn die Natur einem Menschen diese ausgebildeten Hörorgane verleiht, unterläßt er auch nicht, davon den ausgiebigsten Gebrauch zu machen. Ich durchschaue ihn, und gerade der Umstand, daß er das wohl merkt, sich offenbar aber nichts daraus macht, scheint mir bedenklich. Inzwischen geht ja alles gut, Jeß, und Du hast gar keinen Grund, Dich zu ängstigen. Wenn es aber zu einem Kampfe zwischen Heron und mir kommen sollte," sprach er fast im Flüstertone weiter, „kannst Du sicher sein, daß der größere und stärkere Mann der Sieger ist." Er lächelte Jessie freundlich zu und legte mit einem halb scherzhaften, halb selbstbewußten Ausdruck die Hand auf seine breite Brust.

Der Eintritt des Stewards veranlaßte Beide, die Tafel zu verlassen.

„Gehst Du an Deck, Jessie?" fragte Richard.

Da das Wetter sehr schön war, so antwortete sie mit „Ja".

„Die Luft ist scharf, also bleibe in Bewegung," sagte Richard. „Ich will mich auf ein paar Stunden niederlegen."

Jessie zog sich warm an, stieg die Kajütentreppe hinauf, und vor ihr lag das leuchtende, tanzende, aus Blau und Weiß gemischte Bild von See und Himmel. Dies war also der große Atlantische Ocean, den sie als kleines Mädchen mit ihrem Vater auf jener westindischen Reise schon einmal durchquert hatte. Die Bark war unter vollen Segeln und lief leicht und ohne Geräusch, dabei aber sehr schnell vorwärts. Es war ein außerordentlich anregender Morgen. Man athmete die reine frische Luft der frostigen Oceanbrise trotz der Kälte mit Vergnügen ein. Ringsum

nichts, was dieses reine, schöne Bild hätte trüben können: Tausende von Meilen weit nur blitzender, silberner Sonnenschein und dunkelblaues Wasser, und in der Mitte dieses gewaltigen Bildes die Bark, die unter dem lustigen Summen der Brise in der Takelung dahinschwirrte, während die schwarzen Schatten der Hostaue und Pardunen ihr Deck wie mit einem Spitzengewebe überzogen.

Siebentes Kapitel.

Meuterei.

Trotz des herrlichen Wetters fühlte sich Jessie niedergeschlagen und bedrückt. Ob und wann ihnen irgend ein Unglück bevorstände, konnte sie nicht angeben, aber sie fühlte es gewissermaßen in der Luft liegen und konnte sich der Furcht davor nicht erwehren.

Der Zimmermann Short, der die Wache hatte, befand sich an Deck und ging breitbeinig zu Luward auf und ab, indem er fortwährend an einem großen Priem kaute. Die Gestalt dieses Mannes sah aus, wie die eines verstümmelten Riesen. Seine Hände reichten fast bis zu den Knieen herab. Es waren kolossale, knochige, braune Hände, die beim Gehen schlaff herunter hingen, ohne zu schlenkern. Die Finger waren gekrümmt, als ob sie ein Tau umspannten, und die Handflächen hatten durch Theer und harte Arbeit ein Aussehen erhalten, als ob sie mit Wallnußsaft gefärbt wären. Einige Pockennarben vervollständigten noch die seltsam rauhe Erscheinung. In jedem Ohr trug er einen goldenen Reifen von der Größe eines kleinen Trauringes. Die Augen saßen ihm schwarz und glänzend tief im Kopfe.

„Es ist merkwürdig," sagte Jessie in freundlichem

Tone zu ihm, „daß wir bereits seit acht Tagen auf See sind, ohne bis jetzt mit einander gesprochen zu haben. Was halten Sie von der Bark, Herr Short? Entspricht sie Ihren Erwartungen?"

Short sah Jessie flüchtig an, und offenbar in Verlegenheit darüber, was er antworten sollte, ergriff er mit der einen Hand eine Pardune und fing an sich hin und her zu drehen und zu wenden, während er mit der anderen Hand seine Pelzmütze erst über die Nase und dann wieder zurückschob. Bei dieser Gelegenheit bemerkte Jessie einen kolossal dicken Silberring an seinem Mittelfinger und ein roth und blau tätowirtes Armband auf seinem Handgelenk.

„Ja, sie entspricht meinen Erwartungen, Madam," antwortete er. „Sie ist trocken, und sie ist schnell, und kann auch zu Luward aufkommen."

„Ist das Volkslogis einigermaßen bequem?" fragte Jessie.

„Gut genug für Matrosen; ich bin nicht oft darin," antwortete er, indem er sich abwandte.

„Meinen Sie, daß es nicht behaglich ist?"

„Ich meine, daß es gut genug für Matrosen ist, die ja doch nur zur See gehen, um wie die Hunde zu leben und nichts anderes erwarten als eine Hundehütte, um darin zu liegen." Dabei erhob er seine Stimme, als ob er von dem am Ruder stehenden Vollmatrosen gehört zu werden wünschte.

„Schlafen die Leute in Hängematten oder Kojen?" fragte Jessie, welche kaum wußte, wie sie das Gespräch fortsetzen sollte.

„Nun, da ist Beides zu finden," sagte er. „Sind Sie noch niemals in einem Volkslogis auf einem Schiffe gewesen?"

„Niemals."

„Na, ich wünschte bloß, daß ich das auch sagen könnte," rief er, indem er ein kurzes, rauhes Gelächter ausstieß und sich wieder nach dem Manne am Ruder umwandte. „Meine Bekanntschaft mit den Ratten und Schwaben würde dann wohl nicht so ausgedehnt sein, und ich hätte mir ein gutes Theil Mühe ersparen können und

nicht so viele Maden aus dem verschimmelten Brot herauszuklauben brauchen, aus einer Sorte von Brot, das die Schweine nur beschnuppern und gern den Matrosen überlassen würden."

„Sicherlich ist es doch hier nicht so?" sagte Jessie.

„Nein, nein; der Proviant ist gut genug. Dagegen kann hier nichts gesagt werden. Sie fragten mich ja nach dem Volkslogis auf den Schiffen, Madam. Und darauf antwortete ich eben. Da ich indessen nicht im Volkslogis wohne, kann ich Ihnen auch nicht sagen, was sie dort reden und treiben. Ich nehme die Dinge, wie sie kommen — denn sehen Sie, das gehört nicht mit zu meinem Amt, daß ich mich um Sachen bekümmere, die mich nichts angehen."

Da Jessie merkte, daß Short ihr nur Mißtrauen entgegen brachte, ließ sie ihn stehen und nahm ihren Spaziergang wieder auf. Soviel war ihr klar geworden: Short war ein Nörgler und Hetzer, und solch ein Charakter ist gewissermaßen eine zwischen die Mannschaft geschleuderte Brandfackel, die alle die schlummernden Leidenschaften in der Brust der rauhen Seeleute entzünden kann, ohne daß der Kapitän überhaupt etwas davon merkt. Die meisten Meutereien werden durch Hetzereien unter den Matrosen erregt und kommen nur dadurch zum Ausbruch, daß das Benehmen der Meuterer bis zum festgesetzten Augenblick durchaus keine Veranlassung zum Argwohn giebt.

Die Bark segelte ruhig vorwärts und glitt anmuthig über die langen blauen Wasserwogen. Jessie wurde nicht müde, die in die blaue Luft emporragenden, sanft schwellenden, schimmernd weißen Segel in ihrer fein abgemessenen Abstufung von unten nach oben zu bewundern. Es mußte nahezu Mittag sein, denn die Leute verließen ihre Arbeit und gingen in das Volkslogis zum Essen, und Richard und Heron erschienen, jeder mit seinem Sextanten in der Hand, an Deck.

„Nun, Jeß," fragte Richard, „wie ist es Dir ergangen?"

„Ausgezeichnet," antwortete Jessie, „über Mangel an frischer Luft kann ich mich nicht beklagen."

„Bist Du seit dem Frühstück an Deck gewesen?"

„Ja, ich habe Ausguck gehalten, während Du schliefest."

„Ist es Dir auch nicht zu kalt, Schatz?" fragte Richard besorgt. „Du mußt die Sache nicht übertreiben, Jeß. Vielleicht war aber die Gesellschaft nach Deinem Geschmack." Dabei blickte er zu Short hinüber. „Du hast doch wohl nicht mit jener alten Schönheit geliebäugelt, während ich schlummerte?"

„Sieht er aus wie ein Mann, der einer Dame Artigkeiten sagen kann?" rief Jessie lachend. „Diese beiden Steuerleute müssen von irgend einem bösen Geist eigens für die „Aurora" ausgesucht sein."

„Hat er Dich etwa beleidigt?" fragte Richard schnell, während ein harter, finsterer Ausdruck seine Züge überflog. —

„Nein, nein," beeilte sich Jessie zu entgegnen. „Ich rede nur ganz allgemein von seinem Benehmen."

„Na, Jeß, kümmere Dich nicht um ihn," sagte Richard. „Short ist kein Mann, der es — selbst Dir gegenüber — jemals fertig bringen könnte, höflich zu sein. Ich hoffe, in Sierra Leone unsere Kajüte und unser Quarterdeck mit etwas angenehmerer Gesellschaft ausstatten zu können."

Damit schritt er hinüber auf die andere Seite, wo Heron stand, und beobachtete die Sonne durch seinen Sextanten.

Inzwischen beobachtete Jessie die vor der Kambüsenthür stehenden Leichtmatrosen, die darauf warteten, daß der Koch ihre Becken füllen sollte. Zugleich bemerkte sie, daß vorne in der Luke des Volkslogis ein Matrose stand, ein dunkelbärtiger, blasser Mann, nur mit dem Kopfe daraus hervorragend. Jessie glaubte, daß der Mann auf das Mittagessen wartete; aber auch, als die Leichtmatrosen die Mahlzeit bereits hinuntergetragen hatten, sah sie ihn noch immer dort stehen, und Richard beobachten.

Short hatte das Quarterdeck verlassen und spazierte hin und her an der Kambüse. Er näherte sich dabei zuweilen jenem Matrosen. Ob er mit ihm sprach, konnte Jessie nicht sehen.

„Acht Glas!" rief der Kapitän, als die Sonne die Meridianhöhe erreicht hatte.

Der Zimmermann ging an die Glocke und schlug sie achtmal an (12 Uhr). Es schien mehr die Folge eines verabredeten Zeichens als der Schiffsordnung zu sein, als mit dem letzten Glockenschlage der Mann, der bis dahin in der Luke gestanden hatte, an Deck trat. Ihm folgte die ganze Mannschaft, einer nach dem anderen, wie bei dem Kommando „Alle Mann an Deck!"

Richard schaute überrascht auf die ungewöhnliche Bewegung vorne. „Nun, was soll das bedeuten?" murmelte er vor sich hin. Er trat an das Oberlicht, legte seinen Sextanten nieder und blickte sehr scharf zu Herrn Heron hinüber, der die plötzliche Versammlung der Mannschaft gar nicht zu bemerken schien.

Der Zimmermann trat, nachdem er die Glocke angeschlagen hatte, in seine Kammer und blieb unsichtbar. Es schien ziemlich klar, daß die Mannschaft sich zu irgend einem Zweck versammelt hatte. Sie standen und sprachen mit einander, und schauten mit einer gewissen Unentschlossenheit zu dem Kapitän hinüber.

„Weshalb sind alle Mann an Deck? Was wollen die Leute, Herr Heron?" fragte Richard.

„Ich habe keine Ahnung, Herr," antwortete der Steuermann.

Richard wartete eine Zeitlang. Dann drehte er sich kurz um, offenbar in der Absicht, hinunter zu gehen. Als die Leute dies bemerkten, setzten sie sich in Bewegung und kamen in geschlossener Kolonne nach achtern. Jetzt lag in ihrem Auftreten entschieden nichts Unentschlossenes mehr. Die Leute zeigten das Durchschnittsaussehen der gewöhnlichen Kauffahrteischiffsmannschaft; die ganze Gesellschaft bestand aus sieben Personen, vier Vollmatrosen, zwei Leichtmatrosen und einem Schiffsjungen, der fünfte Vollmatrose stand am Ruder. Vorne steckte der Koch sein Gesicht zur Kambüsenthür heraus, und hinter ihm spähte der Steward um die Ecke. Rings umher breitete sich die tiefblaue See aus, funkelnd von den blitzenden Silberkämmen der brechenden Wogen, über welche die Bark, von dem schönen frischen Winde etwas auf die Seite geneigt, leicht und schnell dahin glitt.

Der Kapitän stand, etwas bleich, aber fest und entschlossen, und wartete, daß die Leute reden sollten.

„Was wollt Ihr, Männer? Weshalb seid Ihr nach achtern gekommen?" fragte Richard in ruhigem Tone, als er sah, daß die Leute nicht sprachen.

Einer der Matrosen, ein Bursche Namens Isaak Quill, trat einen Schritt vor. Er ließ seine Arme, die er bis dahin auf der Brust gekreuzt hatte, fallen und sagte:

„Wir sind nach achtern gekommen, um uns zu beklagen, daß das Schiff ungenügend bemannt ist."

„Wieso ungenügend bemannt?" rief Richard. „Nach der Musterrolle haben wir fünf Voll- und zwei Leichtmatrosen und einen Jungen. Dazu kommen noch zwei Freiwächter und ein arbeitender zweiter Steuermann. Wir sind im Ganzen dreizehn Mann in dieser kleinen Bark. Ist das nicht ausreichend? Ich verstehe nicht, was Ihr damit sagen wollt, das Schiff sei ungenügend bemannt."

„Das wäre ganz richtig," erwiderte der Matrose trotzig, „wenn die fünf als Vollmatrosen angemusterten Leute auch wirklich alle Vollmatrosen wären. Zwei davon können jedoch nicht mehr leisten als Jungens; außerdem haben wir einen zweiten Steuermann, der nicht mit nach oben geht, ausgenommen beim Reffen der Marssegel. Wenn aber ein Schiff von dieser Größe nur von drei Vollmatrosen bedient werden soll, dann sage ich als einer von den Dreien, hätte ich das vorher gewußt, will ich verflucht sein, wenn ich mit dieser Bark in See gegangen wäre."

„Ich auch!" erklärte ein anderer Matrose.

„Welches sind die nicht genügenden Leute?" fragte Richard.

Es erfolgte keine Antwort.

„Welches sind die nicht genügenden Leute?" wiederholte Richard mit erhobener Stimme, während eine leichte Röthe sein Gesicht überflog.

„Nun, Jim Snow ist der eine," versetzte der Sprecher der Leute.

„Snow, ist es wahr, daß Sie nicht im Stande sind,

Ihre Schuldigkeit als Matrose zu thun?" wandte sich Richard an diesen.

Der Mann antwortete finster: „Ich weiß nicht. Quill und die anderen behaupten es ja."

„Haben Sie schon Gelegenheit zur Unzufriedenheit mit diesem Manne gehabt, Herr Heron?" fragte Richard den Steuermann.

„Er war der Mann, der damals im Nebel es unterließ, den Ewer zu melden."

„Das weiß ich. Aber was ist sonst noch gegen ihn einzuwenden?"

„Es ist bis jetzt wohl noch kaum Zeit dazu gewesen, das ausfindig zu machen."

„Sie haben eben so viel Zeit dazu gehabt, wie die Leute. Und wenn Sie nichts bemerkt haben, und ich ebenfalls nicht, worüber sollten sich dann Quill und Cutter zu beklagen haben?" rief Richard. „Ruft mir Herrn Short hierher, einer von Euch!"

Niemand rührte sich; nur der Schiffsjunge, ein großer, strammer Bengel, von achtzehn bis neunzehn Jahren, legte die Hand an den Mund und brüllte über das Deck hin: „Herr Short, Sie sollen zum Kapitän kommen!" Der Zimmermann trat sofort aus seiner Behausung heraus. Er kaute mit vollen Backen, als ob er plötzlich sein Mittagessen unterbrochen hätte, und zeigte nicht die geringste Ueberraschung beim Anblick der in drohender Stellung am Fallreep versammelten Mannschaft.

„Herr Short," sagte Richard, „die Leute beklagen sich darüber, daß einige unter ihnen wären, die ihre Arbeit nicht verständen. So viel ich bemerken konnte, ist einer gerade so gut wie der andere. Herr Heron erklärt, noch keine Zeit zu Entdeckungen auf diesem Gebiet gemacht zu haben." Er sprach die letzten Worte in einem verächtlichen Tone. „Was haben Sie wahrgenommen? Ist diese Klage begründet?"

Der Zimmermann blickte erst Heron und dann die Leute an und sagte: „Ich bin im Zweifel, ob einige von ihnen besonders viel verstehen."

„Nennen Sie die Namen," sagte Richard.

„Jim Snow ist einer, nicht wahr Jungens?" rief

Short, indem er sich an die Leute wendete. „Und dann ist da noch Dan Cock und Micky Craig."

„Ja wohl, Herr Short!" antworteten die Leute im Chor. Selbst diejenigen, denen der Vorwurf gemacht wurde, daß sie ihr Handwerk nicht verständen, stimmten mit ein.

Richard war sehr blaß geworden. Ein steinharter Ausdruck lagerte auf seinem Gesicht, und nichts als das leise Beben seiner Nasenflügel und das Feuer in seinen Augen verrieth seinen Zorn.

„Wie diese Sache angestellt ist," sagte er, „weiß ich vorläufig noch nicht. Vielleicht mache ich es noch ausfindig. Aber ich durchschaue Euch, und daher will ich auch kein Wort mehr darüber hören. So, nun geht nach vorne!"

Einige von den Leuten machten eine Bewegung, als ob der gewohnte Gehorsam sich stärker zeigen wollte als diese meuterische Anwandlung; die übrigen blieben unbeweglich.

„Das ist keine Antwort auf unsere Klage," sagte Quill. „Ich werde für meine Person nicht in einer Wache arbeiten, wo ich der einzige ausgelernte Seemann bin, und da die ganze Geschichte faul ist, bin ich eben hier, um Ihnen sowohl für mich wie für die anderen zu sagen, daß wir die Arbeit verweigern werden, wenn wir nicht unser Recht erhalten!"

„Euer Recht!" rief Richard. „Das soll Euch werden. Darauf verlaßt Euch. Ich bin schon mit schlimmeren Männern gesegelt, wie selbst Ihr es seid, und habe gesehen, daß sie den kürzeren zogen. Ich werde auch mit Ihnen fertig, Quill! Geht nach vorne jetzt, hört Ihr?"

„Sie mögen schimpfen und drohen, so viel Sie wollen," antwortete Quill; „all' solche Reden sind noch keine Antwort auf unsere Klage."

„Was verlangt Ihr denn von dem Kapitän?" fragte Heron, indem er sich zum ersten Male einmischte. Dabei sprach er aber mit völliger Gleichgiltigkeit, die er auch gar nicht zu verbergen bemüht war.

„Wir wollen, daß die Bark ihre volle Arbeitsbesatzung erhält," antwortete Quill.

„Nun, da müßt Ihr warten, bis wir nach Sierra

Leone kommen," sagte der Steuermann, der offenbar auch eine Rolle einstudiert hatte.

„Nein, das wollen wir nicht," sagte Cutter. „Wir wollen umkehren. Herr Short ist unser Zeuge, und noch ehe wir die englische Küste in Sicht bekommen, werden Sie sehen, daß wir die Wahrheit gesprochen haben, Herr."

„Von Umkehren kann keine Rede sein," erklärte Richard in gemäßigtem Tone. „Nach Sierra Leone sind wir bestimmt, und dorthin werden wir auch gehen."

„Dann kann die Kajüte das Schiff bedienen, denn verdammt will ich sein, wenn das Volkslogis es thut," sagte Quill, indem er die Arme übereinander schlug und sich dem Schlingern des Schiffes entsprechend hin und her wiegte.

„Sie haben es gesagt, und wir werden ja sehen. Jetzt geht nach vorne," sagte Richard.

Cutler schien noch etwas sagen zu wollen.

„Geht nach vorne!" rief der Kapitän und faßte nach der Brusttasche seines Rockes.

Ob die Leute durch diese Bewegung eingeschüchtert wurden oder nicht, jedenfalls gehorchten sie diesmal, gingen in geschlossener Kolonne nach vorne und verschwanden in der kleinen Luke vor der Back.

„Wer wird mich hier ablösen?" schrie der Mann am Ruder, ein Mulatte Namens Dan Cock.

„Bleiben Sie auf Ihrem Posten," antwortete Richard.

„Nein, ich kann nicht auf Posten bleiben; ich bin einer von der Mannschaft. Wenn Niemand kommt, muß ich Rad loslassen. Ich muß, Herr! Acht Glas sind vorbei. Mein Turn ist um. Mit so viel Luvruder fliegt sie recht in Wind, so gewiß ich hier stehe, und dann passen Sie auf auf die Spieren, Kapitän." Indem er dies sagte, that er, als ob er das Rad loslassen wollte.

Jessie, welche dicht daneben stand, griff in der Meinung, daß er seinen Posten verlassen würde, in die Speichen. Er trat einen Schritt zurück und starrte sie mit weit geöffnetem Munde an. Dann rannte er, so schnell er konnte, nach vorne und sprang in die Luke hinab wie eine Wasserratte in einen Fluß.

Sowohl Short, wie Heron standen neben dem Ober-

licht und sahen unthätig zu. Keiner von beiden erbot sich, ihr das Steuerrad abzunehmen. Obgleich sie schon seit Jahren kein Steuerrad mehr gehalten, so hatte sie doch früher auf ihres Vaters Schiff oft zum Vergnügen gesteuert, so daß es ihr jetzt sehr leicht wurde. Außerdem hatte die Bark eine so gute Lage im Wasser, daß sie mit ein wenig Luvruder sich selbst steuerte und Jessie nichts zu thun hatte, als das Rad festzuhalten und die Rose zu beobachten. Sie brauchte jedoch nicht allzu lange dort zu stehen, denn als der Mulatte ausriß, rief Richard den Steward herbei. Er kam aus der Kambüse, und näherte sich sehr langsam und mit einem sehr saurem Gesicht.

„Gehen Sie an's Ruder!" sagte der Kapitän.

„An's Ruder?" rief der Steward, welcher glauben mochte, daß Richard scherzte. „Ich?"

„Ja, Sie! Marsch nach achtern!"

„Ich kann nicht steuern," erklärte der Steward.

„Dann müssen Sie's lernen. Gehen Sie und fassen Sie die Speichen dort an," sagte Richard mit einem zitternden Klang in der Stimme, als ob ihn der Zorn übermannte.

„Es ist nicht meines Amtes zu steuern," rief der Steward. „Dafür hab' ich nicht gemustert. Von mir kann man keine Seemannschaft erwarten. Sie können mich nach oben schicken oder mit den Leuten arbeiten lassen, aber Sie können mich nicht zum Steuern zwingen."

Richard mochte einsehen, daß der Steward recht hatte. Er drehte sich um und sagte, indem er sich an die Steuerleute wandte: „Darf ich irgend welche Unterstützung von Ihnen erwarten? Ich möchte darüber jetzt gleich in's Klare kommen."

„Sie haben keine Veranlassung, eine solche Frage zu stellen, Herr. Ich habe mich noch nicht geweigert, einen Befehl auszuführen," antwortete Heron.

„Und Sie?" fragte Richard, sich an Short wendend.

„O," antwortete dieser, indem er sich streckte, „ich habe gemustert, gewisse Arbeit zu thun, und die werde ich thun, Kapitän. Aber die Arbeit einer ganzen Schiffsmannschaft werde ich nicht verrichten."

„Dann gehen Sie und lösen Sie die Dame am Ruder ab.“

Short überlegte einen Augenblick; dann drehte er sich kurz um und kam in gemächlichem Schritt auf das Steuerrad zu, um Jessie abzulösen.

„Herr Heron,“ sagte Richard blaß und erregt, als ob er erst jetzt den ganzen Umfang und die etwaigen Folgen dieser Meuterei überblickte, „was für eine Rolle spielen Sie in dieser Angelegenheit?“

„Gar keine Rolle,“ erwiderte jener finster.

„Wenn Sie zu den Leuten halten, sind Sie gegen mich. Verhält es sich so? Dann sagen Sie mir es gleich.“ Jessie trat zu ihm und legte ihre Hand beschwichtigend auf seinen Arm.

„Sie haben kein Recht, so zu reden, Herr,“ sagte der Steuermann mit leiser Stimme. „Ich bin nicht gezwungen, Ihnen mein Inneres zu enthüllen. Sobald ich mich weigere, Ihnen zu gehorchen, dann können Sie mir Vorwürfe machen. Geben Sie mir einen Befehl, und ich werde ihn ausführen.“

Diese Antwort bekundete die niedrige Gesinnung des Steuermannes. Nichts lag klarer am Tage, als daß dieser Mensch auf Seiten der Mannschaft stand, obwohl er keinen Grund für sein Benehmen hatte. Außer dem Verweise, den Richard ihm am Anfang der Reise ertheilt hatte, war nichts zwischen ihnen vorgefallen, was den Haß des Steuermannes gegen den Kapitän hätte erklären können. Vielleicht war er eifersüchtig auf die Stellung Richards, da er mehrere Jahre älter war, oder sein Charakter war so nachtragend, daß er sich für jenen unbedeutenden dienstlichen Verweis rächen wollte. Was nun immer die Ursache sein mochte, dort stand er und behauptete, seine Pflicht zu thun, während Widerwillen und sogar Haß sich deutlich in seinem Gesichte malten und er kaum die Genugthuung verhehlen konnte, die er bei dieser schweren und gefahrvollen Verlegenheit seines Kapitäns empfand.

Richard sah ihn ein paar Sekunden lang an, ohne zu sprechen; dann befahl er ihm mit veränderter Stimme, nach achtern zu gehen und die Nationalflagge mit der Union nach unten an der Gaffel aufzuhissen. Indem er

diesen Befehl ertheilte, suchte er den Horizont zu Luward ab. Es war nichts in Sicht. Seine Unruhe und Sorge spiegelten sich lebhaft in seinem Gesichte wieder. Er wanderte schnell querschiffs über Deck auf und ab, nagte an seiner Unterlippe und zog die Brauen zusammen. Dann sprang er plötzlich nach vorne, zog den Deckel über die Luke des Volkslogis' und versicherte denselben in einer Weise, daß Niemand ihn von unten öffnen konnte. Auf diese Art wurde die ganze Mannschaft zu Gefangenen gemacht.

Achtes Kapitel.

Wieder frei.

Als Richard zurückkam, ging er zur Kambüse und richtete einige Worte an den Koch. Dann trat er zu Jessie.

„Jetzt habe ich sie," sagte er. „Wilde Bestien werden gezähmt, indem man ihnen kein Wasser giebt. Die Schufte sollen dort liegen bleiben, bis der Durst sie zur Vernunft bringt. — Sehen Sie, was ich gethan habe?" rief er den Steuerleuten zu.

„Jawohl, Kapitän," antwortete Heron.

„Verstehen Sie mich recht! Alle Beide! Der Lukendeckel wird nicht angerührt ohne meinen ausdrücklichen Befehl."

Beide antworteten zugleich: „Sehr wohl, Kapitän."

Nach einiger Zeit ging der Steuermann hinunter. Richard ging noch unablässig querschiffs hin und her. Die Bark befand sich unter vollen Segeln. Es war eine kolossale Segelfläche und als Jessie an dem weißen und schimmernden Vierecken und Dreiecken emporblickte, dachte sie mit Schrecken daran, was geschehen würde, wenn das Wetter

stürmisch werden sollte ehe die Leute sich entschlossen hätten, zu ihrer Pflicht zurückzukehren.

In diesem Augenblick fiel Richards Blick auf sie. Er hielt inne und sagte mit einem gezwungenen Lächeln: „In Deinen alten Träumen vom Seeleben kam eine solche Geschichte wohl niemals vor, Jeß?"

„Nein," antwortete Jessie. „Wie ist dies alles nur gekommen, Richard?"

„Davon weiß ich nicht mehr als Du. Ich zweifle nicht, daß die Steuerleute ursprünglich daran schuld sind. Einige schuftige Kerle haben im Logis die Sache angezettelt — Quill z. B. und der gelbe Teufel, der vorhin vom Ruder ausriß. Die ganze Geschichte ist ein abgekartetes Spiel. Wenn Seeleute einmal Schurken sind, dann giebt es keine schlimmeren. Dies ist nicht das erste Mal, daß eine Schiffsmannschaft ohne gerechte Ursache gemeutert hat. Was soll ich anfangen? Ach, Jeß, ich wünschte, Du wärest zu Hause in der sicheren Obhut Deines Vaters! Deine Gegenwart macht mich schwach. Die Rücksicht auf Dein kostbares Leben beeinträchtigt die Festigkeit und Entschlossenheit, mit der ich diese Angelegenheit behandeln muß."

Er war tief erschüttert und sah Jessie traurig an. Dann fuhr er fort, als ob er mit sich selbst spräche: „Beide Steuerleute gegen mich! Nicht ein lebendes Wesen in einer Gesellschaft von zwölf Männern, das ehrlich genug wäre, um zuzugeben, daß man mir auf eine grausame Art mitspielt. Es ist unglaublich! Wenn diese Steuerleute und Matrosen alle zusammen entsprungene Zuchthäusler wären, könnte auch keine gefährlichere Bande mit uns an Bord sein." Dabei faßte er wieder nach der Brusttasche.

„Was hast Du da?" fragte Jessie.

„Nichts, Jeß, nichts," antwortete er und ließ die Hand sinken.

„Warum willst Du es mir nicht sagen? Ist es ein Revolver?"

„Ja," erwiderte Richard nach einigem Zögern. Dann sagte er, indem ein dunkler Schatten seine Züge überflog: „Gott sei Dank. Quill ging nach vorne, als ich ihn dazu

aufforderte. Im nächsten Moment hätte ich ihn niedergeschossen."

„O Richard!" rief Jessie händeringend. „Um Gotteswillen, trage nicht diese im Zorn so furchtbare Versuchung bei Dir."

„St!" machte er, indem er auf den am Ruder stehenden Zimmermann blickte. „Ich bin einer gegen zwölf, und ich kenne meine Leute. Kein Wort mehr darüber, Jeß!" Er sprach so bestimmt, daß die Bitte, die Jessie wiederholen wollte, ihr auf den Lippen erstarb. Richard erblickte den Sextanten, der noch immer auf dem Oberlicht stand. Er nahm ihn sofort auf und sagte: „Ich muß hinunter gehen und die Breite bestimmen. Das hatte ich ganz vergessen. Bleibe an Deck, Jeß, bis ich zurück komme, und sollte der Steward oder der Koch an jene kleine Luke, dort unmittelbar vor dem Ankerspill, herangehen, rufe mich durch das Oberlichtfenster." Dann sah er sich noch rings am Horizont genau um, um das Wetter zu beobachten, vielleicht auch, um zu sehen, ob ein Schiff in Sicht sei, und ging hinunter.

Es kam Jessie merkwürdig vor, hier an Deck auf und ab zu gehen, als ob sie das Kommando hätte. So ungefähr war das Gefühl von Verantwortlichkeit bei der Wache, die Richard ihr übertragen hatte. Deshalb hielt sie ihre Blicke fest auf jenen Theil des Schiffes gerichtet. Die ganze Zeit überlegte sie, wie diese trübselige und gefährliche Geschichte enden würde, und ob sie wohl versuchen könnte, Frieden zu stiften, denn was sollte daraus werden, wenn — schon so weit im Atlantischen Ocean — die Leute hartnäckig dabei beharrten, das Schiff nicht bedienen zu wollen. Sie blickte zu Short hinüber, der achtern am Rade stand, und mit ziemlich finsterem Gesicht steuerte. Da sie die Back vom Ruder aus ebenso gut beobachten konnte, ging sie nach achtern.

„Das ist eine höchst unselige Geschichte, Herr Short," begann sie. „Was mag wohl der Grund dieser Meuterei sein?"

„Sie haben ja die Klagen der Leute dem Kapitän gegenüber selbst gehört," antwortete er. „Sie sagen, daß nicht genug richtige Seeleute an Bord sind."

„Aber verhält sich das wirklich so," fragte Jessie, „oder ist es nur ein Vorwand, um meinem Manne und Herrn Heron und Ihnen selber das Leben schwer zu machen?"

Short drehte sich langsam nach Jessie um, als wollte er sagen: „Bring' uns nur nicht mit Deinem Manne zusammen. Für mich bist Du noch lange nicht schlau genug." Dann erwiderte er: „Einige von den Leuten sind nicht viel werth. Auch hat es keinen Zweck, daß sie streiken. Das Schiff muß bedient werden, wenn wir nicht ertrinken wollen, und mir selber kommt die Sache sehr wenig gelegen, Madam. Bin ich doch von meinem Mittag weggeholt worden, ehe ich noch drei Bissen gegessen hatte."

„Soll ich dem Steward sagen, daß er Ihr Essen hierher bringen möchte?" fragte Jessie freundlich.

„Danke, Madam, ich kann warten," versetzte er kurz. „Ich denke, die Geschichte wird wohl gleich ihr Ende erreicht haben, und dann wird mich schon Jemand ablösen."

Das Geräusch heftigen Klopfens vorne schreckte Jessie auf. Gleich darauf trat der Koch aus der Kambüse und rief ihr zu, daß er sich hängen lasse, wenn die Leute nicht erstickten. Das Klopfen wiederholte sich und Jessie lief an das Oberlicht und rief nach Richard. Er erschien sofort an Deck und brauchte nicht erst zu fragen, was los sei, da auch er, sowie er den Kopf aus der Kajütskapp steckte, das klopfende Geräusch deutlich vernahm.

„Aha," rief er aus, „sie scheinen zur Vernunft zu kommen. „Herr Heron," rief er hinunter, „kommen Sie sofort an Deck, und bringen Sie die Handschellen mit, die auf dem Tisch in meiner Kammer liegen."

Der Steuermann kam sogleich mit den Handschellen an.

„Nun," fuhr Richard fort, indem er die Handschellen an sich nahm und ihn scharf anblickte, „kann ich auf Ihre Unterstützung rechnen?"

„Gewiß," antwortete Heron, der sehr blaß geworden war, denn in dem Wesen und dem Tone des Kapitäns lag etwas, das darauf hindeutete, daß er zum äußersten entschlossen sei, so daß der feige Mensch dort vor ihm wohl

mit Recht fürchten mochte, daß jetzt jede Zögerung ihm das Leben kosten könnte.

„Dann folgen Sie mir," sagte Richard und ging mit schnellen Schritten nach vorne. Vor der Back angekommen, beugte er sich über die Luke, ohne sie zu öffnen, und rief: „Logis ahoi! Habt Ihr jetzt genug davon? Seid Ihr müde, die Sache weiter fortzusetzen?"

Die Antwort konnte man nicht hören; jedenfalls aber war eine erfolgt, denn Richard rief nun wieder: „Wollt Ihr wieder an die Arbeit gehen, dann laß ich Euch heraus. Wenn nicht, könnt Ihr bleiben, wo Ihr seid — denn nach Sierra Leone gehen wir — und wenn Ihr bis dorthin ohne Luft und ohne Essen und Trinken aushalten könnt, soll mir's recht sein."

Die Leute antworteten etwas, worauf der Kapitän sagte: „Gut, ich werde den Lukendeckel öffnen, aber Isaak Quill muß zuerst heraufkommen. Jeden anderen Mann, der ohne meine Erlaubniß sich untersteht, ihm zu folgen, schieße ich nieder. Also richtet Euch danach!" Der Klang seiner Stimme ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, daß er in vollem Ernste sprach. Darauf öffnete er den Schiebedeckel der Luke. Sowie aber Quill herausgestiegen war, schloß Richard mit einer schnellen Bewegung die Luke wieder, und ehe Quill, geblendet von dem hellen Sonnenschein nach der unten herrschenden Finsterniß, wieder ordentlich sehen konnte, war er bereits gefesselt und stand da wie ein Sträfling.

Richard gab dem Steuermann einen Wink und sprach hastig einige Worte zu ihm. Dieser faßte Quill am Arm und führte ihn längs Deck. Dann gingen sie die Kajütentreppe hinab und der Steuermann öffnete die von dem Steward bewohnte Kammer. Quill trat hinein, Heron verschloß darauf die Thür und brachte den Schlüssel mit an Deck.

Inzwischen stand Richard neben der Luke, und wartete auf den Steuermann, ohne die Leute unten wieder anzureden. Als Heron herankam, nahm er den Schlüssel an sich und steckte ihn in die Tasche. Darauf beugte er sich wieder über die Luke und rief:

„Wenn ich Euch nun in Freiheit setze, wollt Ihr Eure Arbeit thün?"

Die Antwort war offenbar bejahend, denn Richard schob den Deckel der Luke zurück und rief: „Gut also! Kommt herauf und geht an die Arbeit, und damit ist die Sache erledigt. Das Geschehene soll vergessen sein. Der Mann, dessen Turn es ist, gehe nach achtern und verfange (ablösen) den zweiten Steuermann am Ruder."

Darauf ging er mit Heron langsam nach achtern bis an die hinter dem Großmast stehende Winde, wo er sich nach den Leuten umdrehte.

Neuntes Kapitel.

Neuer Widerstand.

Einer nach dem anderen kam an Deck und rieb sich die Augen. Mittag war längst vorüber, also war es ganz der Ordnung gemäß, daß die ganze Mannschaft an die Arbeit ging. Ob die Leute nun noch befangen waren, oder sich nach dieser Unterbrechung nicht gleich wieder in die gewöhnliche Schiffsordnung hineinfinden konnten, war nicht klar. Jedenfalls blieben sie in einem Haufen am Spill stehen, ohne Miene zu machen, an ihre verschiedenen Arbeiten zu gehen.

Richard sprach, als er dies bemerkte, mit dem Steuermann, worauf dieser ausrief: „Wessen Ruderturn ist es?"

Dan Cock, der Mulatte, antwortete: „Isaak Quills, Herr. Er sollt' mich um acht Glas verfangen!"

„Wer verfängt Quill?" rief Richard.

„Ich, Herr," erwiderte Gray, ein Leichtmatrose.

„Dann geht also Gray an's Ruder."

Der Mann sah sich schnell nach seinen Kameraden um.

Aber Richard beobachtete ihn: vielleicht fand derselbe auch die gesuchte Ermuthigung nicht in den Blicken der anderen. Er ging nach achtern und löste den Zimmermann ab.

„Nun also vorwärts, Jungens! An die Arbeit!" rief der Steuermann.

„Wir möchten erst wissen, was aus Quill geworden ist," sagte der Matrose Craig von der Backbordwache, der als untüchtig dargestellt war und es ruhig mit angehört hatte, als Quill diese Behauptung aufstellte.

„Wenn Ihr es wissen wollt, er ist eingesperrt als Rädelsführer bei der Meuterei," antwortete Richard. „Geht jetzt ruhig an Eure Arbeit. Ich habe mein Versprechen gehalten und Euch auf die Versicherung hin, daß diese Geschichte vorbei sein solle, in Freiheit gesetzt. Haltet Ihr also jetzt auch, was Ihr mir versprochen habt, Leute."

„Ja, aber Sie können nicht sagen, die Geschichte ist vorbei, so lange Quill eingesperrt ist," erwiderte Craig mit derselben Frechheit wie früher.

„Na, nun genug davon für heute," sagte der Zimmermann, der nach vorne gekommen war und neben der Kambüse stand. „Wenn Quill verspricht, seine Pflicht zu thun, wird ihn der Kapitän schon wieder frei lassen."

„Quill ist einer von unseren besten Matrosen, und wenn wir so schon schwach sind, können wir ohne ihn gar nichts machen," meinte Craig.

Wäre der Kapitän von seinen Steuerleuten unterstützt worden, so würde diese Auseinandersetzung einfach unmöglich gewesen sein. Die Matrosen wußten aber recht gut, daß ihr Kapitän nur auf sich selber angewiesen war.

„Hört Ihr nicht, was Herr Short sagt?" rief Heron. „Wenn Quill verspricht, zu arbeiten, wird ihn der Kapitän höchstwahrscheinlich freilassen."

„Er versprach das schon, ehe die Luke geöffnet wurde, mit uns zusammen, und kaum ist er an Deck, so sperrt ihn der Kapitän ein," schrie Ralf Green, ein Leichtmatrose.

„Wollt Ihr an die Arbeit gehen oder nicht?" fragte Richard.

„Nicht ohne Quill," antworteten zwei oder drei Stimmen zusammen.

„Ist das nicht zum wahnsinnig werden?" sagte Richard leise zu Jessie, welche neben ihm stand. „Da muß man ja allen Muth verlieren. Was für Aussichten habe ich überhaupt mit dieser Mannschaft und diesen Steuerleuten? Sie wollen mich zurücktreiben — das wird ihnen aber wohl nicht gelingen."

„Thue mir den Gefallen, Richard," bat Jessie, „und lasse diesen Quill frei!"

„Was! Diesen Rädelsführer!" Der stiftet mir ja sofort wieder eine neue Meuterei unter den Leuten an," rief Richard mit finsterem Gesicht.

„Du versprachest ihm aber die Freiheit, wenn er arbeiten wollte, und dazu hat er sich ja bereit erklärt. Du bist verpflichtet, Dein Versprechen zu halten."

„Den anderen, aber nicht diesem Hunde! Ich darf diesen Kanaillen kein Oberwasser lassen. Der geringe Rest von Ansehen, den ich noch zu haben glaube, würde dadurch vollends zerstört."

„Ich würde das gar nicht beachten," sagte Jessie. „Laß es darauf ankommen. Was kannst Du sonst machen, Richard? Die Leute sind, wie Du selbst sagst, alle gegen Dich, und wenn Du ihnen nicht etwas entgegen kommst, müssen sie Dich ja zuletzt bewältigen. Und was soll denn aus uns werden?"

Die letzten Worte verfehlten ihren Eindruck auf Richard nicht. Er sah Jessie liebevoll an und sagte: „Ja, Jeß, das darf ich allerdings nicht vergessen, daß ich auch für Dein Leben verantwortlich bin." Damit ging er einige Schritte nach vorne und rief der Mannschaft zu:

„Da Ihr sagt, daß Eurer Meinung nach mein Versprechen sich ebensowohl auf Quill wie auf Euch bezieht, so soll es so sein. Ich will Euch ebensoweit entgegen kommen, wie Ihr mir. Wenn Ihr vernünftig seid, werde ich auch mit mir reden lassen. Die Beschwerde, die Ihr bei mir vorbrachtet, war nicht ehrlich. Jene Leute, die als Vollmatrosen angemustert sind, können Matrosenarbeit verrichten, wenn sie es wollen. Wenn sie sich dessen wei-

gern, und ihre Pflichten anderen Leuten aufbürden wollen, werde ich sie behandeln, wie sie es verdienen, sie wegen Betrug bestrafen, und ihre Heuer herabsetzen. Das ist alles, was ich Euch zu sagen hätte, und nun, Herr Heron," schloß er, sich zum Steuermann wendend, „können Sie nach achtern gehen und Quill in Freiheit setzen." Damit übergab er ihm den Schlüssel.

Es verging eine ziemlich lange Zeit, ehe Heron wieder an Deck erschien. Endlich kam er und hinter ihm Quill, der noch die Handschellen trug. Es war ein großer Fehler, den Mann hier mit gefesselten Händen der ganzen Mannschaft vorzuführen. Zornig wandte sich Richard an Heron und rief:

„Nehmen Sie ihm die Handschellen ab! Sagte ich Ihnen nicht, Sie sollten ihn in Freiheit setzen?"

„Von den Handschellen haben Sie nichts erwähnt," antwortete der Steuermann kalt.

„Nehmen Sie dieselben ab!" donnerte Richard und stampfte heftig mit dem Fuße auf Deck.

Der Steuermann gehorchte, dann warf er die Eisen auf Deck nieder, daß sie klirrten, als ob er sagen wollte: „Seht Ihr, es sind wirkliche Eisen." Richards Gesicht war dunkelroth vor Zorn geworden. Er konnte seine Absicht, einige Worte an Quill zu richten, nicht ausführen, sondern winkte nur mit der Hand und sagte: „Geht jetzt nach vorne an die Arbeit." Dann befahl er dem Steuermann, die Eisen aufzunehmen und in die Kajüte zu tragen.

Nachdem Richard seine Ruhe wiedergewonnen hatte, rief er Short heran und fragte:

„Wessen Wache ist es?"

„Herrn Heron's, Kapitän," antwortete der Zimmermann.

„Nun, da Sie an Deck sind, können Sie die Leute gleich an die Arbeit beordern; dann schicken Sie Jemand nach achtern, um die Flagge herunter zu holen."

Der Zimmermann ging anscheinend sehr dienstfertig nach vorne und ertheilte seine Befehle.

„Komm mit in die Kajüte, Jessie, damit wir etwas

zu essen bekommen," sagte Richard. „Wenn der Koch nicht etwa auch streikt, sollte das Mittagmahl jetzt ungefähr fertig sein. Ich möchte mir auch nicht den Anschein geben, als beobachtete ich die Leute."

Beide gingen hinunter, wo bereits der gedeckte Tisch auf sie wartete.

Zehntes Kapitel.

Sturm.

Einige Tage später befand sich die „Aurora" in den Breitengraden, wo der Nordost-Passat gewöhnlich zu wehen beginnt. Die Durchschnittsgeschwindigkeit der Bark hatte in den letzten sieben Tagen über zweihundert Seemeilen täglich betragen. Der Kapitän befand sich in einer vorzüglichen Stimmung. Das fortgesetzte ruhige Verhalten der Mannschaft, das schöne Wetter, der stolze Lauf des Schiffes durch das Wasser: alles vereinigte sich, um ihn seine alte gute Laune wieder erlangen zu lassen. Nur der Steuermann blieb mürrisch und finster, wie zuvor.

Inzwischen hatte die „Aurora" den Winter weit hinter sich gelassen. Die Sonne wurde von Stunde zu Stunde wärmer, und die Schatten an jedem Mittage kürzer. Jessie befand sich unten in der Kammer und kramte zwischen ihren Kleidern herum, während ihre Gedanken in Newcastle bei ihrem Vater weilten. Da öffnete sich die Thür, und der Kapitän trat ein.

„Uff!" rief er aus, warf seine Mütze von sich und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Hier sind wir auf einmal mitten in den Hundstagen. Ich muß einen leichten Rock anziehen. Dieser ist mir zu warm." Dabei zog er seinen Rock aus.

„Der Wind hat abgenommen," meinte Jessie, indem sie das kleine Seitenfenster öffnete. „Nun macht sich die Sonne mehr fühlbar."

„Es ist nicht die Sonne," versetzte Richard, „sie steht noch zu dicht über der See, um uns so einzuheizen. Es ist ein vollständiger Temperaturwechsel; leider haben wir einen schweren Sturm in Aussicht. Sieh Dir einmal den Barometer an. Das ist ein ganz bedenkliches Fallen seit zwei Stunden."

Er ging an Deck und Jessie folgte ihm. Die Bark schlängerte träge auf der leichten, von Nordwest heranrollenden Dünung. In der Bewegung und dem Aussehen der See lag etwas Schläfriges und Dickes. Es fehlten nur noch zwei Stunden bis Sonnenuntergang, und doch hatten die Sonnenstrahlen etwas so stechendes an sich, wie man es gewöhnlich so weit nördlich vom Aequator noch nicht findet. An Land unter schützendem Dach macht die Stille vor dem Sturm schon einen beängstigenden Eindruck. Auf See wird dies Gefühl um das Zehnfache verschärft durch den Gedanken, daß der Sturm, wann und wie er auch losbrechen möge, das Schiff ohne Schutz überrascht.

Die Leute hatten die verschiedenen Arbeiten, von denen sie abberufen waren, um Segel zu bergen, wieder aufgenommen. Die Gesichter waren erhitzt und schweißüberströmt. Der Kapitän rief den Zimmermann an: „Herr Short, sagen Sie dem Koch, Abendbrot für die Leute um fünf Uhr fertig zu machen."

„Jawohl, Herr," antwortete der Zimmermann, und begab sich nach der Kambüse.

Als es zwei Glas schlug, gab Heron, der sich jetzt an Deck befand, und vom Kapitän seine Instruktionen erhalten hatte, den Leuten den Befehl, mit der Arbeit auszuscheiden und zum Abendbrot zu gehen. Die meisten aßen ihre Mahlzeit an Deck, indem sie auf den Ankerstöcken, auf dem Fuße des Bugsprits oder auf dem Lukenspill herumsaßen, ein Blechgefäß mit schwarzem, dampfendem Thee in der einen und ein Stück Schiffszwieback in der anderen Hand.

Kein Lüftchen regte sich. Ein häßlicher, gelber Schein spiegelte sich im Wasser wieder und rechts oben neben der

Sonne stand ein dunkler, schwarzer Fleck am Himmel, als ob die Nacht auf der verkehrten Seite der Welt beginnen wollte.

„Siehst Du das, Richard?" rief Jessie aus, indem sie auf die finstere Erscheinung deutete.

„Ob ich es sehe, Jeß!" antwortete er lächelnd. „Ich habe diese letzte halbe Stunde hindurch beobachtet, wie es sich allmählig zusammenzog."

„Aber wodurch entsteht diese Finsterniß? Ich kann keine Wolke entdecken?"

„Die Luft ist gar zu dick," erwiderte Richard. „Die Finsterniß ist eben nichts als Wolken. Wie stetig die Dünung von Nordwest her heranrollt! Von dort wird auch der Sturm kommen."

„Du scheinst darauf vorbereitet zu sein," sagte Jessie und blickte nach oben.

„Noch nicht ganz," antwortete er. „Laß die Leute nur erst essen und ihre Pfeife rauchen. Sie sollen mich stets entgegenkommend finden; denn ich will keine neue Meuterei haben."

„So weit ist alles gut gegangen, Richard," meinte Jessie.

„So weit — ja! O, wie sehr ich jetzt einen tüchtigen Steuermann vermisse, wie ich ihn haben möchte — wie ich ihn haben müßte, von Rechts wegen," erwiderte Richard. Dabei blickte er stirnrunzelnd auf Heron, welcher nachdenklich die Sonne betrachtete. „Mit dem Burschen kann man ja nicht reden. Wenn ich ihn frage, was er von dem Wetter hält, antwortet er wie ein Sklave: „Ich denke ebenso wie Sie" — und in welchem Tone er antwortet, kannst Du Dir denken."

„Geduld, Richard, Geduld!" bat Jessie, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte. „Wir sind fünfzehn Tage von England fort. Du wirst im Stande sein — O, sahest Du den Blitz eben?" rief sie, sich unterbrechend.

Drei Glas wurden angeschlagen. Richard verließ Jessie und trat zu dem Steuermann.

„Herr Heron, vertheilen Sie die Leute. Lassen Sie Fock- und Vormarssegel festmachen und das Großmarssegel dicht reffen."

Der Steuermann wiederholte den Befehl mit lauter Stimme, und die Mannschaft befolgte ihn sofort. Der Kapitän beobachtete sie verstohlen, und setzte sein Auf- und Abgehen an Deck fort, als ob er alles Weitere den Steuerleuten überlassen wollte. Alle Mann begaben sich zunächst an die Fock. Die Leute waren stark genug, um zu gleicher Zeit auch das Marssegel aufzugeien. Es läßt sich nicht beschreiben, welch' einen niederdrückenden, entmuthigenden Eindruck dieses Benehmen der Leute und des Steuermannes machte, der ruhig dabei stand, statt die Matrosen aufzufordern, sich auf beide Segel zu vertheilen.

Als die Fock aufgegeit war, stiegen alle Mann hinauf, um sie festzumachen; zehn Leute waren auf der Raa, Short und Quill holten den Bauch des Segels auf, während der Koch und der Steward in den Nockpferden standen und sich mehr festhielten als arbeiteten. Es blitzte nicht mehr, aber die zunehmende Dunkelheit deutete darauf hin, daß ein furchtbar schweres Unwetter bevorstand. Richard rief dem Steuermann zu: „Eine Wache genügt, um das Vormarssegel festzumachen. Lassen Sie die Steuerbordwache nach achtern kommen und das Großmarssegel dicht reffen, so lange wir noch keinen Wind haben."

Der Steuermann wiederholte den Befehl fast wörtlich. Die Leute hielten in ihrem Gesang inne und eine Stimme rief: „Wir brauchen beide Wachen zu jedem Marssegel, und wenn noch mehr Freiwächter da wären, könnte es auch nichts schaden!"

„Wer war das?" rief Richard und ging mit schnellen Schritten an den Großmast.

Keine Antwort.

„Nach achtern hier die Steuerbordwache, und refft das Großmarssegel dicht!" schrie der Kapitän.

Niemand rührte sich. Zuerst hatten sie das Vormarssegel aufgegeit; jetzt standen sie, die Taue in den Händen und blickten müßig achter aus, während die Leute im Vormars grinsend herabschauten.

„Herr Heron," rief Richard zornig, „hier haben wir wiederum Meuterei, und zwar angesichts eines Sturmes, der uns entmasten und vernichten kann. Helfen Sie mir,

und zeigen Sie der Steuerbordwache den Weg nach achtern!"

„Ich kann dabei nichts thun," erklärte der Steuermann, ohne sich von der Stelle zu rühren.

„Nicht?" schrie Richard und ballte die Fäuste. „Sie versuchen es ja überhaupt nicht! Wollen Sie mich unterstützen oder nicht?"

„Die Leute können das doch selber am besten beurtheilen," erwiderte der Steuermann mit lauter Stimme, damit es alle Mann hören sollten. „Sie behaupten, mit einer Wache das Marssegel nicht festmachen zu können, und werden ihre eigenen Kräfte doch wohl kennen."

Mit einem Sprunge stand der Kapitän vor ihm.

„Gehen Sie in Ihre Kammer!" rief er und zeigte auf die Kajütskapp.

„Weshalb?" versetzte der Steuermann, indem er unwillkürlich einen Schritt zurücktrat.

„Gehen Sie hinunter!" rief Richard.

Der Steuermann zauderte. Im Augenblick hatte Richard ihn mit beiden Händen am Rockkragen gepackt und drückte ihm mit den Daumenknöcheln den Hals zusammen. In dieser Weise schleppte er ihn das Deck entlang der Kajütskapp zu, drehte ihn dann herum und schob ihn die Treppe hinunter.

„Nun, Jungens, laßt uns das Marssegel aufgeien," rief der Zimmermann, als ob er sagen wollte: „Der Spaß ist nun zu Ende, nun wieder an die Arbeit." Die Leute fingen wieder an auszusingen und, sobald das Segel aufgegeit war, stiegen wieder wie vorher alle Mann mit Ausnahme von Short nach oben.

In diesem Augenblick kam Richard wieder an Deck. Er blickte auf die Vormarsraa mit der Mannschaft darauf und dann auf das Wetter. Als er Short mittschiffs bemerkte, rief er ihm zu, die Kompaßlampe anzuzünden, und während der Zimmermann damit beschäftigt war, warf Richard das Großmarsfall los. Die schwere Raa rauschte mit lautem raschelndem Geräusch nieder.

Richard zeigte jetzt keine Spur von Schwäche oder Unentschlossenheit; er ging mit schnellen Schritten auf und ab und wartete, daß die Leute von der Marsraa her-

unter kommen sollten. Plötzlich zuckte mitten aus der im Nordwesten lagernden Finsterniß ein scharfer Blitzstrahl über die See, aber nicht die leiseste Spur von Donner war zu vernehmen. Todtenstille lag über dem Ocean.

„Vorwärts, Männer, an die Nesstaljen. Schnell, damit Ihr herunter seid, ehe der Wind kommt!“ rief Richard mit laut schallender Stimme.

Jetzt fielen schwere Regentropfen. Da sah man auch schon den Sturm kommen. Undurchdringliche Finsterniß umhüllte das Schiff jetzt. Eine seltsame Erscheinung zeigte sich dort am Himmel, von wo der Sturm heranjagte. Die Wolken schienen sich wie ein Vorhang getheilt zu haben und ließen eine schmale, scharf begrenzte, bogenförmige Oeffnung hervortreten. Es sah aus, als ob der Orkan durch jene Oeffnung in den Wolken hindurchraste und die See darunter aufwühlte.

„Herunter von der Raa, Leute! Es gilt das Leben!“ donnerte der Kapitän. „Laßt das Segel fliegen!“ Plötzlich gewahrte er Jessie und auf sie zueilend rief er: „Bist Du es, Jeß?“

„Ja,“ antwortete sie.

„Um Gotteswillen sieh Dich vor! Hier kannst Du nicht bleiben, hier wirst Du ja ertränkt.“ Damit trug er sie nach dem Kajütskapp und dort, im Schutz der Luke, kauerte sie sich nieder und klammerte sich fest an das Geländer, während Richard nach achtern sprang und dem Manne am Ruder einen Befehl zurief.

Unmittelbar darauf brach der Orkan los. Seine Wuth zu beschreiben ist unmöglich. Die Bark legte sich auf die Seite, immer weiter und weiter, bis das Wasser in Lee über die hohen Schanzkleidungen wie Gebirgsbäche an Deck hineinströmten. Jessie hatte die Luvthüre der Kajütskapp geschlossen und verkroch sich dahinter. Hinunter zu gehen, war ihr nicht möglich, denn das Gräßlichste von allen Schreckniſſen war ihr, sich in der Kajüte eines sinkenden Schiffes, also gewissermaßen eingesperrt, zu befinden, so daß man vielleicht noch lebt und athmet, wenn das Schiff bereits unter Wasser ist.

Plötzlich ertönte ein lauter Knall, einem Kanonenschuß ähnlich. Das Großmarssegel war weggeblasen und das Schiff richtete sich nun wieder ein wenig auf. Noch immer aber lag es zur Hälfte unter dem Wasser, das allerdings ganz bewegungslos war. Der Orkan hatte die See so flach wie ein Brett gepreßt. Dann drehte sich die Bark langsam, bis es das Heck dem Winde zugekehrt hatte und sich so, je weiter es den Orkan nach achtern bekam, allmählig immer mehr und mehr aufrichtete. Es war wie eine Erlösung aus Todesgefahr, als man fühlte, wie sich das Schiff wieder erholte und auf ebenen Kiel kam, bis schließlich das Deck seine horizontale Lage wieder erlangt hatte. Wie ein Pfeil flog die Bark jetzt vor dem Orkan her, während das Wasser in Sturzbächen aus dem Speigatten strömte.

Der Kapitän rief den Leuten zu, daß er das Schiff beidrehen wolle.

„Klar beim Vorstengenstagsegel! Sind alle Mann dort? Dann los das Fall!"

Im Augenblick, wo die Schoot aufgefiert wurde, zerpeitschte das Segel in Fetzen. „Laßt das Stagsegel fliegen! An die Achterbrassen! Die Leute am Ruder! Langsam aufluven!" schrie Richard.

Sobald das Schiff seinen Bug dem Orkan zugewendet hatte, legte es sich wieder so stark auf die Seite, daß das Deck fast senkrecht über dem Wasser zu stehen schien. Diesmal blieben die Leeschanzkleidungen zwar über Wasser, aber die ganze Wucht des Sturmes traf es jetzt von vorne. Seine Wuth schien sich zu verdoppeln, als ob er dadurch, daß sich das Schiff plötzlich umdrehte, und sich ihm stellte wie ein gehetzter Hirsch, bis zur Raserei gereizt wäre.

So stieg und fiel die Bark mit den Seen, die mit jedem Augenblick heftiger und höher anschwollen. Das in Lee unter Wasser stehende Deck, die schwarze Nacht und das furchtbar donnernde Brausen des Sturmes: das alles machte einen Eindruck, wie ihn sich Niemand, der nicht selber schon einmal in einem Cyklon beigedreht gelegen hat, auch nur im Entferntesten vorstellen kann.

Jessie war schließlich doch in die Kajüte hinunter ge-

gangen und hatte sich niedergelegt. Sie verfiel bald in einen unruhigen Schlaf, aus dem sie alle Augenblicke auffuhr, um ängstlich den schrecklichen Tönen ringsumher zu lauschen, bis sie fest einschlummerte und nicht eher wieder erwachte, als am nächsten Morgen kurz vor neun Uhr.

Elftes Kapitel.

Das Wrack.

Der Sturm hatte sich gebrochen, aber der Himmel sah immer noch düster und trübselig aus, und es lief eine gewaltige See. Jesie kleidete sich rasch an und ging nach oben. Die Luvseite des Quarterdecks, wo Richard auf und ab ging, war völlig trocken. Er reichte ihr die Hand und führte sie bis an die Besanwanten, an denen ein viereckiges Stück Segeltuch befestigt war als Schutz gegen den Wind. Er sah ermattet und blaß aus und Jessie vermochte kaum die Augen von ihm abzuwenden.

„Bist Du die ganze Nacht an Deck gewesen?" fragte sie.

„Die ganze Nacht," antwortete er. „Um Mitternacht hatte der Orkan seinen Höhepunkt erreicht; es war der furchtbarste Sturm, den ich je erlebt habe. Gott sei Dank, daß wir ihn überstanden haben. Die „Aurora" ist ein vorzügliches, kleines Fahrzeug. Sieh mal nach oben! Außer dem Marssegel und dem Vorstengenstagsegel, haben wir auch nicht ein Kabelgarn verloren, und die Bark ist eben so dicht, als wie wir den Tyne verließen."

Jessie wagte es, sich umzuschauen. Das Schiff war vor den Wind gebracht und lief nun unter dichtgerefften Marssegeln und gereffter Fock. Das Großmarssegel war nagelneu und jedenfalls frühmorgens schon an Stelle des

fortgeflogenen untergeschlagen. Alles in der Takellage befand sich in vollkommener Ordnung. Die Bark hätte in keiner besseren Verfassung sein können, wenn sie soeben das Dock verlassen hätte.

Beide gingen hinunter in die Kajüte. Richard trat in die Kammer, um sein Oelzeug abzulegen, und sich durch eine gründliche Waschung zu erfrischen, so daß er, als sie sich darauf an den Frühstückstisch setzten, wieder einigermaßen erkennbar aussah.

Das Frühstück war noch nicht beendet, als sie schwere Tritte die Treppe herab poltern hörten. Ihnen folgte die lange, ungeschlachte Gestalt des Zimmermanns. Er blieb auf der untersten Stufe stehen und steckte seinen Kopf zur Kajütenthüre herein. Mit heiserer Stimme rief er dem Kapitän zu:

„Da ist ein Schiff voraus in Lee. Es sieht so aus, als ob es voll Wasser wäre. Fock und Großmast sind weg, und was da vom Besanwant noch übrig ist, da weht 'ne Flagge."

Richard sprang sofort auf und eilte an Deck, gefolgt von Jessie. Er trat mit dem Fernrohr an den Besanmast heran. Von hieraus war das Schiff unter der gerefften Fock hindurch deutlich zu erkennen.

„Was ist es für ein Schiff?" fragte Jessie.

„Eine große Bark," versetzte er, ohne das Auge vom Glase zu entfernen. „Sie ist ein Däne — das ist die dänische Nationalflagge im Want — roth mit weißem Kreuz. Die Seen brechen darüber weg, wie der Rauch von einem Wasserfall. Ich kann Niemand an Bord entdecken — und doch deutet die Flage darauf hin, daß sie nicht verlassen ist."

Er machte den Leuten am Ruder ein Zeichen, und rief: „Einen Strich abhalten, so! Wie sie jetzt geht!"

„Die „Aurora" näherte sich dem Schiffe mit großer Schnelligkeit, welche von den in pendelartigen genauen Zwischenräumen einander folgenden, schweren, sie überholenden Seen noch beschleunigt wurde. Richard hatte wieder das Fernrohr zur Hand genommen. Er schwieg eine Weile, denn offenbar machte es ihm große Schwierig-

leiten, das Wrack im Gesichtsfelde zu behalten. Plötzlich rief er aus:

„Ich dacht' es doch! Da ist eine ganze Gesellschaft von Leuten an Bord! Da, Jeß, halt' das Glas. Herr Short, lassen Sie die Fock aufgeien. Sofort! Das Achterdeck ist voller Leute!"

„An die Fockgeitaue!" kommandirte der Zimmermann, indem er nach vorne ging.

Die Leute verließen ihre Arbeit und holten an den Tauen. Die Fock blähte sich gewaltig, sobald Hals und Schoot aufgefiert wurden. In wenigen Augenblicken hing sie fest zusammengeschnürt in den Gordings.

„Festmachen ist nicht nöthig!" rief Richard. „An die Achterbrassen! Klar zum Beidrehen!" Damit rannte er an die Kajütskapp und rief dem Steward zu, ihm sein Sprachrohr heraufzureichen.

Das Wrack schien ein Schiff von ungefähr siebenhundert Tonnen zu sein und lag bis zur Hälfte der Schanzkleidungen im Wasser. Es war ein so düsteres, unheimliches Bild, wie es sich auch die lebhafteste Phantasie nicht geeigneter vorstellen kann, um sich die Schrecken eines Schiffbruchs zu vergegenwärtigen. Die Natur trug noch das ihrige dazu bei, um den Eindruck des Gemäldes zu vervollständigen. Der düstere, böenschwangere Himmel verdunkelte den Ocean mit seinem Schatten, und das zerrissene, darüber hinfliegende Gewölk sah aus, als ob der Himmel selber Unglückssignale aufgehißt habe. In der Mitte dieses trostlosen, stürmischen Bildes lag das Wrack. Die „Aurora" befand sich jetzt nahe genug, um die Leute an Bord unterscheiden zu können. Es mochten wohl achtzehn oder zwanzig Männer sein. Mit aschfarbenen Gesichtern standen sie da unter dem bleiernen Himmel im Schatten des Todes und spähten herüber und rangen verzweifelnd die Hände, Schrecken und Todesangst in den bleichen Gesichtern und zuweilen bis unter die Arme im Wasser.

Als die Bark auf Rufweite herangekommen war, gab Richard den Befehl, aufzuluven, und die Achterraaen back zu brassen. Die Matrosen holten die Raaen herum, aber in einer Art, als wollten sie damit andeuten, daß dies

eine Arbeit sei, die der Kapitän kein Recht habe, ihnen zuzumuthen.

Richard hielt sich mit einer Hand an einer Pardune fest und setzte mit der anderen das Sprachrohr an den Mund. „Es ist unmöglich, in dieser See ein Boot zu Wasser zu fieren," rief er. „Wir können nichts weiter thun, als in der Nähe bleiben, bis Wind und See abnehmen."

Er ging nach achtern und betrachtete das wassergefüllte Wrack. Die Wache an Deck stand, drei Mann hoch — zwei waren am Ruder — in Lee von der Kambüse und unterhielt sich. In Haltung und Bewegung der Leute konnte man deutlich ihre Unzufriedenheit und meuterische Gesinnung erkennen. Der Zimmermann ging am Luvfallreep auf und ab. Der Kapitän schien ganz in Gedanken an die armen Leute auf dem Wrack versunken zu sein und bemerkte weder die Unthätigkeit seiner Leute, noch die Nachlässigkeit des Zimmermannes, der es verabsäumt hatte, die Matrosen wieder an die Arbeit zu schicken.

Ungefähr zehn Minuten lang geschah nichts. Die „Aurora" trieb stetig nach Lee, und das Wrack wurde immer kleiner. Plötzlich ging Richard nach vorne.

„Halsen, Herr Short!" Gleichzeitig rief er einen der beiden Leute am Ruder zu, er solle nach vorne kommen und bei dem Manöver helfen.

„Halsen, Jungens," schrie der Zimmermann.

Nicht ein Mann rührte sich. Quill dagegen rief aus: „Wir wollen das Schiff wieder auf seinen Kurs bringen; aber wegen der Ausländer hier 'rumzukreuzen, das fällt uns nicht ein."

„Ich befehle Euch, zu helfen," rief der Kapitän. „Verweigert Ihr mir den Gehorsam?"

„Wir bringen das Schiff auf seinen Kurs," antwortete Quill. „Für Rettungsarbeit haben wir nicht gemustert. Das ist Extradienst. Wie kann man auch gegen diese See und diesen Wind zu Luward aufkommen? Ueberlassen Sie es doch irgend einem andern Schiff, jene Leute zu retten, Kapitän!"

Was konnte Richard thun? Es ist sehr leicht, von

Mannszucht auf einem Schiffe zu reden, wo der Kapitän gute Offiziere hinter sich hat, aber er stand ganz allein. Die ganze Besatzung, Steuerleute und Mannschaft waren gegen ihn. Er drehte sich um und ging nach achtern. Dort blieb er am Heck stehen und beobachtete anscheinend wieder das sinkende Schiff, das vor den darüber hinrollenden Wogen kaum noch zu erkennen war. In Wirklichkeit wollte er wohl nur den Leuten sein Gesicht verbergen, das zu deutlich Spuren von Gram und Kummer zeigte.

„Fasse Dich, Richard!" flüsterte Jessie leise, indem sie seine Hand ergriff. „Wenn die Leute Dir nicht gehorchen wollen, trifft Dich keine Schuld. Wir müssen den allmächtigen Gott bitten, daß irgend ein anderes Schiff das Wrack in Sicht bekommt und jene Leute rettet."

„Ja," antwortete er mit erstickter Stimme, „und um etwas anderes müssen wir Gott auch bitten. Möge er mir Kraft verleihen, daß ich Dich sicher durch alle Gefahren bringe, womit diese Banditen uns noch bedrohen werden.

So kann es nicht weiter gehen," rief Richard, nachdem er einige Minuten in Gedanken versunken mit verschränkten Armen dagestanden hatte. Er ging nach vorne.

„Männer," rief er, „weigert Ihr Euch noch, mir zu helfen, jenem Wrack beizustehen?"

„Wir sind zu schwach, um gegen einen Sturm aufzukreuzen," antwortete Quill.

„Lassen Sie den ersten Steuermann frei, und wir wollen den Dänen beistehen," rief Snow.

„An die Leevorbrassen," kommandirte Richard. „Rudersmann, auf mit dem Ruder!" Dann ballte er die Fäuste und rief: „Wenn jemals schiffbrüchige Seeleute gemordet wurden, sind es jene Männer dort! Ihr Blut komme auf Eure Häupter, und nicht ein einziger von Euch soll es wagen, sich von jetzt an noch einen englischen Seemann zu nennen!"

Gleich darauf waren die Raaen gebraßt, die Fock beigesetzt, und die „Aurora" verfolgte wieder ihren Kurs.

Zwölftes Kapitel.

Untergang der Aurora.

Der Orkan hatte mit einer stetigen Brise geendet, und diese trieb das Schiff unter gerefften Marssegeln den ganzen Tag und die folgende Nacht dahin.

Der Kapitän hatte die erste Wache, d. h. von acht bis zwölf Uhr. Jessie blieb aus Furcht vor der drückenden Hitze in der Kajüte bis gegen elf Uhr bei ihm an Deck. Es lag etwas wunderbar Schönes in der gewaltigen, weiten Fläche der schweigenden Gewässer. Die Luft war entzückend kühl und so schwer mit Tau durchtränkt, daß es jedesmal, wenn die Segel sich hin und her bewegten, wie ein kleiner Regenschauer auf das Deck herabplätscherte.

Um elf Uhr ging Jessie hinunter. In der Kajüte war alles still, die Lampe brannte trübe. Einige Minuten blickte sie noch durch das kleine Seitenfenster in den sternenbesäeten Himmel, dann ging sie zu Bett und schlief auch sofort ein.

Sie mochte wohl einige Stunden geschlafen haben, als sie einen häßlichen, alpähnlichen Traum hatte. Sie träumte, sie wäre zu Hause in Newcastle und säße mit ihrem Vater in dem Wohnzimmer, als plötzlich das ganze Zimmer in Flammen stand. Sie versuchten, hinaus zu kommen, aber die Thür war verschlossen. Der Rauch wurde immer dicker, und schon war sie dem Ersticken nahe, — da erwachte sie, in Schweiß gebadet und noch voller Schrecken von dem gräßlichen Traume.

Die Lampe brannte — aber was war das? Das Licht schimmerte nur trübe, wie durch einen Schleier. Dabei spürte sie einen entsetzlichen Geschmack im Munde wie von giftigen Dünsten und konnte nur mit großer Mühe athmen, so daß das Gefühl des Erstickens jetzt ebenso stark war wie im Traume.

Sie sprang aus der Koje und bemerkte, daß es Rauch sei. Ein durchdringender Brandgeruch sowohl wie schauderhafte Dünste erfüllten die Kammer.

Richard lag, fest schlafend, in seiner Koje. Er hatte nur Rock und Stiefel ausgezogen, da er sich an Bord überhaupt nur selten völlig entkleidete. Jessie ergriff ihn beim Arme und schüttelte ihn, aber er rührte sich nicht. Er schien betäubt zu sein. In wahrer Todesangst schrie sie ihm in die Ohren, daß die Bark in Flammen stände. Da öffnete er die Augen, blickte zuerst etwas verwirrt um sich, dann überflog sein Gesicht der Ausdruck tödtlichen Schreckens.

„Barmherziger Himmel, Jessie!" schrie er, indem er sich abmühte, Athem zu schöpfen, „was ist das?"

Er sprang aus dem Bette und riß die Thüre auf. Die Kajüte war ebenso voll von den Dämpfen, wie die Kammer.

„Raffe schnell zusammen, was Du irgend erreichen kannst!" rief er. Während Jessie ihr Kleid von der Wand riß und Unterkleider und etwas Wäsche zusammenpackte, zog er die Stiefel an, nahm den Rock über den Arm, ergriff Jessie bei der Hand und zog sie nach oben. Das Einathmen der köstlichen, frischen Luft war eine Wohlthat nach den tödtlichen Dämpfen, denen sie entronnen.

Es war dunkel, aber doch eine herrliche, schöne Nacht. An Deck war alles todtenstill Der schwarze Umriß des Steuerrades hob sich von dem sternenbedeckten Horizont ab — aber es stand kein Mann daran. Auch vorne war keine Spur von einem lebenden Wesen zu entdecken, und als Richard nach oben blickte, sah er, daß die Vorraaen back gebraßt waren. Das Schiff lag beigedreht, obgleich unter vollen Segeln, vom Groß-Royal bis zum Gaffeltopsegel.

„Ist Niemand an Deck?" schrie Richard, indem er die Hand an den Mund legte. Keine Antwort erfolgte.

„Herr Short!" rief er wieder.

Nur das schwache Geräusch der leichten Brise in der Takellage war vernehmbar und der leise, klingende Ton des gegen die Schiffsseite plätschernden Wassers, sonst blieb alles still, Niemand zeigte sich.

Richard rannte nach vorne, in kaum einer Minute

war er wieder da. „Die Mannschaft hat uns verlassen!“ rief er. „Sie sind mit dem großen Boot von Bord gegangen. Wie leise die Banditen ihre Arbeit gethan haben!“

„Ach, Richard!“ rief Jessie. „Herr Heron ist unten eingeschlossen, und muß ersticken.“

Sie hatte kaum ausgesprochen, als Richard in die Kajütskapp hinabstürzte. Dicker Rauch stieg jetzt empor, und die gasartigen, giftigen Dämpfe waren noch in bedeutend höherem Grade damit vermischt, als zuvor. Jessie stand in Todesangst an der Kapp und wartete. Glücklicher Weise dauerte es nicht lange. Richard kam die Treppe wieder herauf, beide Hände vor den Mund haltend. Kaum an Deck, so stürzte er ohnmächtig zu Boden.

Jessie eilte an eines der Wasserfässer, füllte einen Becher und wusch ihm Schläfe und Stirn. Das kalte Wasser erfrischte ihn und er erhob sich wieder.

„Hast Du den Steuermann gefunden?“ fragte Jessie.

„Er ist fort mit den anderen,“ antwortete Richard. „Seine Thür steht weit offen.“ Dann trat er an das eine der Quarterboote und besah es genau. Er hatte seine Fassung wieder erlangt und sprach ganz ruhig.

„Sie sind wenigstens so menschlich gewesen, uns zwei Boote zu lassen,“ sagte er, „vielleicht haben sie auch gehofft, daß der giftige Rauch uns die Mühe ersparen würde, ein Boot überzusetzen. Gott sei Dank! Wir haben keine Eile. Jeß, mein Lieb, wir müssen sehen, daß wir unser Leben retten. Laß uns kaltblütig zu Werke gehen und auf Gottes Barmherzigkeit vertrauen. Bleibe hier, wo Du bist. Ich bin im Augenblicke wieder da.“

Er stürzte nach vorne und verschwand. Nach einigen Minuten kam er zurück. Er trug ein Bündel in der Hand, das er achtern in das eine Boot warf. Zugleich nahm er ein kleines Fäßchen aus dem Buge des Bootes, trug es an eins der Wasserfässer und füllte es mit der Plumpe. Dann brachte er das Fäßchen und Plumpe wieder in das Boot.

Jessie hatte unterdessen ihren Anzug vervollständigt. Was sie an Wäsche zusammengerafft hatte, packte sie in ein Bündel, setzte ihren Hut auf und wartete, bis Richard sie rufen würde.

Nachdem Richard das Fäßchen mit frischem Wasser ordentlich festgestaut hatte, bat er Jessie, ihm zu helfen, wenn er das Boot in's Wasser fierte. Als das geschehen, stieg er an der einen Talje hinab und hakte die Blöcke aus. Dann holte er das Boot bis an die Großrüsten und machte es dort mit der Fangleine fest, darauf kam er an Deck.

„Nun, Jessie, rasch, es ist die höchste Zeit." Mit diesen Worten sprang er auf die Schanzkleidung und zog Jessie hinauf, ließ sie in die Rüsten und aus den Rüsten in das Boot hinab. Nachdem er noch die Bündel hineingeworfen, folgte er, warf die Fangleine los, ergriff einen Riemen und schob das Boot ab. Dann kam er nach achtern und wrickte das Boot bis zu einer Entfernung von ungefähr fünfzig Faden von der Bark, wo er es treiben ließ, um das brennende Schiff zu beobachten.

Jetzt wo er nichts mehr zu thun hatte, wo er nachdenken konnte und das Schiff dort wie ein dunkles Gemälde vor sich liegen sah, da wurde er sich der ganzen Bedeutung seines Unglücks bewußt. Seine Manneskraft erlahmte; er stützte die Ellbogen auf die Kniee und das Haupt in die Hände, dann holte er schwer Athem. Es klang wie heftiges Schluchzen. Jessie schlang die Arme um seinen Hals, unfähig zu sprechen. Sie fühlte, wie sein starker Körper zitterte und bebte, um seines bitteren Schmerzes Herr zu werden. Dann machte er sich sanft los, indem er ihre Hand küßte.

„Ach, Jeß," sagte er, „mein theures Weib! Wohin habe ich Dich gebracht?"

„An den einzigen Ort in der Welt, wo ich jetzt zu sein wünsche," antwortete Jessie. „Ich habe keine Furcht, Liebster, so lange Du bei mir bist."

„Tagelang habe ich schon eine Ahnung gehabt, daß irgend so etwas geschehen würde," fuhr Richard fort. „Aber wie ist es zugegangen? Haben die Leute das Schiff in Brand gesteckt, oder haben die Kohlen sich entzündet? In jedem Falle bleibt es eine Niederträchtigkeit, uns zurückzulassen, um im Rauche zu ersticken, was sie doch offenbar gehofft haben! Und wie leise die Schurken gearbeitet haben! Wären sie an Bord geblieben, hätten wir vielleicht

das Feuer überwältigen können.“ Er hatte Jessie's Hand erfaßt und starrte auf sein Schiff.

Es verging eine ziemlich lange Zeit, ohne daß sich eine Spur von Feuer zeigte. Nur der Rauch wurde immer dicker und stieg in dichten Wolken über der ganzen Länge des Schiffes empor, als ob dort der Krater eines unterseeischen Vulkans wäre. Nach einer halben Stunde ungefähr, schoß plötzlich mittschiffs eine lange, helle, rothe Flamme empor, und die Bark mit ihren rothbestrahlten Segeln, Masten und Wanten, sah aus wie ein Gemälde, das ein in flüssiges Feuer getauchter Pinsel auf den dunklen Hintergrund der Nacht gemalt hatte. Die Flamme verschwand, und gleich darauf erscholl ein dumpfer Knall, vermischt mit einem krachenden, knatternden Getöse. Von der Back aus schoß ein ungeheurer Funkenschwarm zum Himmel empor und erfüllte die Luft mit feurigen Streifen, die sich langsam und allmählig in den Rauchwolken verloren. Dann schlug eine weiße Feuermasse in die Höhe, und in demselben Augenblick stand das gesammte Segelwerk, laufendes und stehendes Gut im Vortopp in lichten Flammen.

Fast unmittelbar darauf erfolgte eine zweite, ohrenerschütternde Explosion, diesmal achtern. Das Deck zerbarst, als ob es mit Schießpulver gesprengt wäre, und schwere Planken, Decktheile, Stücke des Kajütskapp und des Oberlichts wurden durch den Rauch hindurch, unglaublich hoch in die Luft geschleudert, bis sie in allen Richtungen, aber unmittelbar neben dem Schiffe wieder herabfielen.

Durch das Bersten des Decks hatte die gewaltige Feuermasse im Raum jetzt freien Ausweg gefunden. Ueberall schossen die Flammen empor, und in der furchtbaren Lohe leuchtete die See in meilenweitem Umkreise wie eine brennende Schwefelmasse und vervollständigte das wilde, schreckliche Bild. Ebenso weit bedeckte tagesähnliche Helligkeit den Himmel.

Weder Richard noch Jessie sprachen ein Wort. Obgleich das Boot vier- oder fünfhundert Schritte entfernt von dem Schiffe lag, war die Hitze doch so groß, daß er noch weiter hinweg wricken mußte. Die Kohle, aus der die Ladung der Bark bestand, war eine äußerst ge-

fährliche, stark gashaltige Art. Sie brannte mit erstaunlicher Geschwindigkeit, da jetzt, wo das Deck zerstört, die ganze Oberfläche der Ladung gleichmäßig dem Luftzuge ausgesetzt war und überdies das Feuer immer wieder neue Nahrung erhielt durch die fortwährend herabfallenden, flammenden Stücke von Segeln, Spieren und Tauwerk.

Die Dämmerung schwand schnell, es wurde heller. Der dunkle Ocean bedeckte sich mit einem blassen Grau, und ein schwacher rosa Schein erglänzte am östlichen Himmel. So schnell die Nacht in diesen Breiten hereinbricht, ebenso schnell wird es auch Tag. Der frohe Morgen stieg aus der See empor. Als die Hälfte des Tagesgestirns über dem Horizonte sichtbar geworden, da brach die Bark mitten auseinander und das ganze furchtbare Bild verschwand unter wüthendem Zischen. Nichts blieb zurück als einige geschwärzte Trümmer. Eine kolossale, schneeweiße Dampfwolke stieg langsam aus dem blauen Wasser empor. Sie wurde von der leichten Brise entführt und folgte dem Rauche, der noch immer im Norden wie eine Gewitterwolke über der See schwebte.

Dreizehntes Kapitel.

Schiff in Sicht.

Richard saß wie betäubt da, und starrte auf das Wasser, wo die verkohlten Ueberreste der Bark trieben. Dann drehte er sich langsam nach Jessie um, und als er ihr blasses, verstörtes Gesicht sah, drückte er sie zärtlich an sich, küßte sie und sagte:

„Jeß, Du bist eines Seemannes Weib und hast auch die Gesinnung eines Seemannes. Wir werden den Vater

wiedersehen, mein Lieb. Denke daran, daß Gottes Auge über uns wacht, so lange wir noch leben und glauben."

„Ja," sagte Jessie, „Gott wacht über uns. Wir sind einander erhalten geblieben."

Zu Mittag gab es Schiffszwieback und Wasser. Richard hatte nichts weiter gefunden, aber der Vorrath reichte bei etwas Sparsamkeit für vierzehn Tage.

Der Nachmittag schwand schnell dahin. Das Boot glitt sanft über die Meeresfläche, die dasselbe leuchtende Blau zeigte, wie der sich darin spiegelnde Himmel.

Als die Sonne sich der See näherte, sank sie immer schneller. Auf ein paar Minuten bedeckte sich der westliche Himmel mit einem herrlichen Purpurroth, und Beide benutzten das scheidende Tageslicht, um noch einmal den Horizont abzusuchen.

Wie eine Wolke zog die Dunkelheit von Osten her herauf, und sobald der schwache Schein am westlichen Himmel verschwunden war, wurden die Sterne in dichter Menge sichtbar. Dieser plötzliche Uebergang von dem strahlenden Glanz des Sonnenunterganges zur völligen Finsterniß machte Jessie schaudern. Sie schmiegte sich dichter an Richard an; er schlang seinen Arm um sie, und so saßen sie da. Dann schlief sie ein, mit dem Kopf an seine Schulter gelehnt.

Nachdem Jessie wohl einige Stunden geschlafen, während welcher Richard nicht die leiseste Bewegung machte, um sie nicht zu stören, erwachte sie. Der Schlaf hatte ihr wohlgethan, und sie bat Richard, sich jetzt auch etwas Ruhe zu gönnen. Sie erklärte, das Boot ebenso gut steuern zu können und versprach, ihn zu wecken, so die Umstände es verlangten.

Schließlich fügte er sich, lehnte seinen Kopf an ihre Schulter und war gleich darauf fest eingeschlafen.

Richard schlief zwei Stunden lang. Dann erwachte er und weigerte sich auf das Entschiedenste, noch länger zu ruhen.

„Nein, nein," sagte er, indem er seine Uhr vor das Gesicht hielt, und im Sternenschimmer die Zeit ablas, „zwei Stunden Schlaf sind genug. Ich fühle mich wie neugeboren. Es ist halb fünf; bald wird der Tag an-

brechen.“ Damit rieb er sich die Augen, reckte sich und blickte aufmerksam in die Dunkelheit über dem Luvquarter. Plötzlich streckte er den Arm aus und rief:

„Sieh', wohin ich zeige, Jessie! Ist das dort ein Schatten?“

Jessie blickte angestrengt hinüber, dann sagte sie: „Ich sehe nichts.“

„Aber ich sehe es!“ rief er athemlos. „Ich kann mich gar nicht irren. Steuerbord das Ruder, Jeß — so, das genügt. Ja, ich kann es jetzt deutlich sehen. Es muß ein Schiff sein.“

Er fierte die Schoot auf und „bäumte“ mit einem Riemen das Segel aus, damit jeder Zoll mit ziehen sollte. Jetzt rief er plötzlich mit lauter, vor Erregung zitternder Stimme:

„Das ist ein Schiff, Jessie! Und wir kommen ihm näher!“ Dann kam er nach achtern und rief: „Sieh', dort bricht der Tag an. Sobald die Sonne aufgeht, müssen sie uns in Sicht bekommen! Dank sei dem allmächtigen Gott um Deinetwillen, mein Lieb!“ Damit brach er plötzlich zusammen; er weinte nicht, sondern athmete nur tief mit einem heftig schluchzenden Ton, wie es Männer machen, denen Thränen versagt sind.

Jessie ergriff seine Hand und küßte dieselbe, und während sie sie fest in der ihrigen hielt, und er sich bemühte, seine Fassung wieder zu gewinnen, brach die Morgendämmerung an. Nun sah auch Jessie in einer Entfernung von drei bis vier Meilen den Umriß eines kleinen Schiffes.

„Siehst Du es jetzt, Jeß?“ rief Richard.

„Ja,“ antwortete sie leise. Kaum war sie im Stande, das Wort auszusprechen bei dem wilden Aufruhr der Gefühle, den der Anblick des Schiffes in ihr erregt hatte.

Jetzt stieg die Sonne gerade hinter ihnen empor. In ihrem Scheine bemerkten sie, daß das voraus befindliche Schiff eine kleine Brigg sei. Sie lag ziemlich tief im Wasser und war mit einem weißen, von schwarzen Stückpforten unterbrochenem Streifen an den Seiten bemalt.

„Sicherlich sieht sie uns, Richard! Hat sie nicht beigedreht, um auf uns zu warten?“ rief Jessie athemlos.

Er antwortete nicht, sondern beobachtete fast unausgesetzt das Schiff.

„Da ist etwas nicht in Ordnung," sagte er. „Sieh' ihre Raaen! Vorne sind sie vierkant gepreßt, und das Großmarssegel liegt back. Siehst Du den Außenklüver vom Baum in's Wasser herabhängen? Was kann der Mannschaft fehlen? Es sieht aus, als ob sie sich schon längere Zeit in diesem Zustande befindet und nicht erst seit Tagesanbruch."

Das Schiff wuchs immer schneller, als sie direkt darauf losteuerten, und von der sanften Brise, die fast ununterbrochen und stetig von Osten her geweht hatte, dahin getrieben wurden. Das helle Licht eines wolkenlosen Tages lag jetzt über dem ganzen Gesichtskreise, und man konnte jede Einzelheit an der Brigg deutlich erkennen. So genau und aufmerksam sie aber auch hinsahen, sie konnten nicht das geringste Zeichen von irgend einem lebenden Wesen an Bord wahrnehmen.

„Kann sie etwa verlassen sein?" rief Richard. „Aber weshalb? Ihr Rumpf scheint gut und stark. Es ist nichts als die merkwürdige Art, wie die Raaen stehen, wodurch sie dieses unglückliche Aussehen erhält. Auch sehe ich kein Nothsignal."

Als sie herankamen, zog Richard den Riemen ein, mit dem er das Segel ausgebreitet hatte, und als sie fast längsseit waren, fierte er das Segel herunter und stellte sich vorne in den Bug, indem er Jessie zurief, so zu steuern, daß das Boot mit der Breitseite neben die Großrüsten der Brigg liefe. Das that sie, und nachdem er die Fangleine an einen der Rüsten festgemacht hatte, sprang er hinauf, half auch Jessie aus dem Boot, und Beide stiegen an Deck.

Das Deck war glatt und ziemlich weiß, aber überall mit losgewordenen Enden laufenden Gutes bedeckt. Sie standen und lauschten. Kein Ton, weder von Schritten, noch von menschlichen Stimmen war hörbar — nichts als das sanft durch die Wanten fegende Geräusch des Windes, das Flattern der Segel.

„Seltsam!" flüsterte Richard. Damit trat er an das achtere Deckhaus heran und spähte durch die kleinen Fenster. Kein lebendes Wesen oder irgend ein Zeichen,

das auf die Nähe eines solchen hätte hindeuten können, war sichtbar.

„Das ist im höchsten Grade räthselhaft und geheimnißvoll," sagte Richard. „St.! Hörst Du nichts?"

Jessie lauschte: „Nichts als das Flaggen der Segel."

„Ich werde vorne mal nachsehen," sagte er, „bleibe, wo Du bist."

„Nein, nein," rief sie aus, „laß mich mit Dir gehen."

Er nahm sie bei der Hand und beide gingen bis an die Thür des vordersten Deckhauses. Sie war geschlossen. Richard öffnete sie, steckte den Kopf hinein, und prallte sofort wieder mit allen Anzeichen des Ekels und Entsetzens zurück.

„Herr des Himmels!" rief er aus. „Welch' furchtbare Luft! Das ist noch schlimmer, als die Dämpfe auf der „Aurora".

Kaum hatte er dies gesagt, als Jessie einen lauten Schrei ausstieß und schaudernd zurückwich. Aus dem vorderen Ende des Deckhauses war die hagere, verstörte Gestalt eines Mannes herausgetreten. Das Gesicht war mit einer förmlichen Schmutzkruste überzogen. Langes, rothes Haar hing wild und verworren um sein Gesicht. Er trug ein rothes Hemd und Segeltuchbeinkleider, die bis über die Kniee aufgerollt waren.

„Sind Sie einer von der Mannschaft?" rief Richard.

„Ja," antwortete er mit einer seltsam hohl klingenden Stimme. „Aber, wer sind Sie? Wo kommen Sie her?"

„Wir sind Schiffbrüchige," erwiderte Richard. „Wir entdeckten dieses Fahrzeug bei Tagesanbruch und hielten darauf zu. Wo sind die anderen Leute von der Mannschaft?"

„Todt," war die Antwort.

„Ha!" rief Richard, und wich einen Schritt zurück, indem er einen flüchtigen Blick auf das Deckhaus warf. „Woher kommt Ihr denn?"

„Von Sherborough," antwortete der Arme. Er sprach, als ob er im Traume wäre.

„Sherborough, dicht bei Sierra Leone?"

„Ja."

„Was habt Ihr geladen?“

„Palmkerne.“

„Ist Niemand weiter übrig als Sie?“

„Niemand“; dann schlug der Unglückliche beide Hände vor's Gesicht, indem er rief: „Alle außer mir sind todt, am Fieber gestorben, Herr! O, mein Gott, was habe ich für eine schreckliche Zeit durchgemacht, so ganz allein! Sind Sie gekommen, Herr, mich zu erlösen?“

„Ja,“ sagte Richard. „Mit Gottes Hilfe wollen wir Sie retten und uns auch. Ist irgend etwas zu essen an Bord?“

„Massenhaft zu essen, Herr,“ rief der Aermste. „O, ich kann arbeiten, ich werde alles thun, was Sie mir auftragen, und Gott danken, daß er Sie an Bord geschickt hat.“

„Ihre Geschichte können Sie mir später erzählen,“ sagte Richard. „Jetzt müssen wir an's Werk gehen, und die Brigg aufklaren, damit sie wieder ein etwas schiffsmäßiges Aussehen bekommt. Zunächst,“ dabei zeigte er auf das Deckhaus, wobei ein gewisses Grauen sich in seinem Gesichte zeigte, „wieviel von den armen Burschen liegen noch dort?“

Der Mann schien sich zu besinnen, zählte an den Fingern und antwortete: „Drei.“

„Sind sie alle todt?“

„Ja, schon seit zwei Tagen.“

„Jessie,“ sagte Richard, „geh' so lange nach achtern aus dem Wege, bis wir die Leichen über Bord befördert haben. Wir müssen das sofort thun, wenn uns unser Leben lieb ist. Die Luft in jenem Deckhause birgt den Stoff zu tausend Fiebern in sich.“

Jessie gehorchte zitternd und ging nach achtern. In dem Moment jedoch, wo sie das Steuerrad erblickte, zuckte sie zusammen und fühlte, wie sich ihr Haar emporsträubte. Dort, mit dem Rücken gegen das Rad gelehnt, saß ein todter Mann. Sie rief laut nach Richard. Er kam sofort, indem er sich in seiner gräßlichen Beschäftigung unterbrach.

„Was giebt's?“ rief er. Dann erblickte er den Todten und rief nach dem Burschen auf dem Großdeck. Auch dieser erschien sofort.

„Wer ist das?“ rief Richard und zeigte auf die Leiche.

„Der Kapitän, Herr,“ antwortete der Mann. „Er war der letzte, aber er machte sich nichts aus dem Fieber und hielt noch immer das Rad, bis ich nach achtern kam und sah, daß er todt an Deck lag. Ich nahm ihn auf und setzte ihn gegen das Rad.“

„Helfen Sie mir, ihn nach vorne tragen,“ sagte Richard. Sie ergriffen den Leichnam und trugen ihn fort und ein paar Minuten später hörte man das Klatschen des Wassers, als er über Bord geworfen wurde.

Nachdem auch die anderen über Bord befördert waren, folgten die Hängematten und sämmtliches Bettzeug. Dann ließ er in dem Deckhaus Feuer machen und setzte einen kleinen Kessel mit Pech auf den Herd. Darauf kamen Beide an Deck und verschlossen die Thür hinter sich, damit nichts von dem Dampfe des kochenden Pechs entweichen konnte. Ebenso wurde mit der Kajüte, wo sich ein kleiner Ofen befand, verfahren, zum Schluß kam die Kambüse daran.

Nun betrachtete sich Richard auch den einzigen Ueberlebenden der Schiffsmannschaft etwas genauer und entdeckte, daß er zwar ein sehr rauh aussehender Jüngling sei, aber doch kaum mehr als achtzehn Jahre alt sein konnte. Richard fragte ihn nach dem Namen der Brigg. Er antwortete, daß es die „Alabama“ sei, die nach Sunderland zu Hause gehöre und auch nach jenem Hafen bestimmt wäre.

„Und wie heißen Sie?“ fragte Richard.

„Joseph Bristol,“ versetzte er.

„Als was haben Sie gemustert?“

„Als Junge, Herr.“

„Wieviel Mann gehörten zu Eurer Besatzung?“

„Da war der Kapitän und Steuermann, vier Matrosen, zwei Jungen, und der Koch, also neun. Der Steuermann erkrankte zuerst, als wir acht Tage von Sherborough aus waren. Er war zwei Tage krank, und während dieser Zeit legten sich noch zwei andere, beides Vollmatrosen. In fünf Tagen waren sie alle todt. Dann wurde der andere Junge krank und starb zwei Tage darnach, und wir

warfen auch ihn über Bord wie die anderen. Wir waren nun noch fünf, den Kapitän mitgerechnet. Dann legten sich wieder zwei, und am Tage darauf auch der Dritte, der Koch. Der Kapitän war ganz abgemattet; Medizin hatten wir nicht an Bord, und konnten ihnen auch nicht helfen. Wir hörten sie manchmal schreien, wenn sie phantasirten. Aber der Kapitän und ich, wir mußten auf die Brigg aufpassen und konnten nichts weiter für sie thun, als ihnen einen Topf mit Wasser hinstellen, damit sie trinken konnten, wenn sie durstig waren. Gott, was war das für 'ne Zeit!"

Richard sah Jessie an und sagte leise: „Das ist das Seemannsleben! Alle diese Schrecken gehören mit dazu und sind unzertrennlich davon."

Nachdem sich alle Drei durch ein tüchtiges Frühstück gestärkt hatten, gingen sie an die Arbeit, denn es galt, das Schiff wieder in Ordnung zu bringen. Jetzt konnte sich auch Jessie nützlich machen. Vermöge ihrer Kenntniß der Takellage und des laufenden Gutes war sie im Stande, jeden Befehl ohne Zaudern auszuführen. Richard schien seine ganze Kraft wiedergewonnen zu haben und arbeitete mit großem Eifer.

Sobald sich die Segel füllten, rief Richard: „Jessie Du kannst ja steuern. Lauf' an das Rad, mein Schatz. Steuere vorläufig Nordwest zum Norden. Der Kurs wird genügen, bis ich eine Karte und einen Sextanten aufgetrieben habe."

Jessie lief nach achtern, ergriff die Speichen des Rades und drehte es herum, bis sie das Schiff auf den von Richard angegebenen Kurs gebracht hatte. Als sie längs Deck und dann hinauf an den Segeln emporblickte, überwältigte sie das Gefühl der Dankbarkeit so gewaltig, daß ihr die Thränen aus den Augen stürzten. Sie hätte das Rad loslassen mögen, um niederzuknieen und Gott für die Errettung von den Qualen und der Einsamkeit des offenen Bootes zu danken.

Vierzehntes Kapitel.

Neues Unglück.

Nachdem Jessie wohl über eine Stunde am Steuerrad gestanden, kam Bristol, um sie abzulösen. Fast hätte sie ihn nicht wieder erkannt, so verändert sah er aus. Auf Richards Geheiß hatte er sich gewaschen und reine Kleider angezogen. Das dicke, rothe Haar war gekämmt und mit einer Mütze bedeckt, und die ungeschlachte, aber muskelkräftige Gestalt mit einem blauen Jersey und weißen Drillichhosen bekleidet. Dazu kamen ein gelbes Gesicht und ein paar ungeheure braune Hände. Sie schaute ihn ganz verblüfft an, als er schüchtern Miene machte, ihr das Rad abzunehmen.

„Wo ist mein Mann?" fragte Jessie.

„In der Kajüte, und Sie möchten auch dorthin kommen."

Jessie gab ihm den Kurs und ging in die Kajüte.

Richard befand sich in der Kammer des Kapitäns und untersuchte den Inhalt eines Karten-Futterals.

„Ich möchte gern eine Meridianhöhe," meinte er. „Ein guter Sextant steht dort." Dabei zeigte er auf einen dreieckigen Mahagonikasten, der auf einem kleinen Tische in der Ecke stand. „Hast Du Dir schon die Kammern angesehen, Jeß?"

Sie verneinte es.

Dann thue es und suche Dir eine aus. Sie sind alle gleich groß und zu klein für zwei Personen.

„Und wo soll Bristol schlafen?" fragte Jessie.

„Der arme Teufel," rief Richard. „Wir wollen ihm die Steuermannskammer überlassen. Das Haus da vorne wollen wir lieber verschließen. Das alles liegt jetzt hinter uns, Jeß, und wir segeln nach Hause, Schatz. Laß Dir rathen, und gehe in Deine Kammer. Dort kannst Du,

während ich meine Beobachtungen mache, ein ordentliches Bad nehmen."

Er hätte ihr keinen besseren Rath geben können, denn nur derjenige, der in einem tropischen Klima Schiffbruch erlitten hat, und gezwungen gewesen ist, die Kleider Tag und Nacht auf dem Leibe zu behalten, weiß den Genuß eines frischen Bades völlig zu schätzen.

„Was kann ich jetzt thun, Richard?" fragte Jessie, als sie wieder in die Kajüte kam.

„Du kannst Dich um das Mittagessen bekümmern," meinte Richard. „Es ist soweit alles in Ordnung. Das Feuer in der Kambüse haben wir schon angezündet, ehe Bristol Dich vom Ruder ablöste. Der Kessel ist mit Wasser gefüllt, und ein Stück Rindfleisch zum Kochen aufgesetzt."

Ehe Jessie zur Kambüse ging, begab sie sich nach achtern, um zu sehen, wie Bristol sich am Ruder befände. Er steuerte mit großer Gravität und sah ganz wohl und gar nicht erhitzt aus.

„Das war ein wunderbares Zusammentreffen, Bristol," sagte Jessie; „ein Glück sowohl für Sie wie für uns. Nun heißt es, mit aller Kraft daran arbeiten, daß wir die Brigg und uns selber nach Hause bringen."

„Meine Schuldigkeit werde ich schon thun," rief er. „So leicht wird mir keine Arbeit zu schwer werden. Wie heißt der Herr, Madame, damit ich doch weiß, wie ich ihn nennen soll?"

„Kapitän Maxwell, und ich bin seine Frau. Er ist ein Seemann gerade so wie Sie selber."

„Das kann man wohl sehen," entgegnete er mit einem Versuch zu lächeln. „Ich habe noch nie einen Mann gesehen, der so schnell ein Royal festgemacht hätte wie er. Das war ja gerade, als ob er die Kräfte von einer ganzen Schiffsmannschaft in seinen Armen hätte."

Jessie verließ ihn und ging nach der Kambüse. Sie fand einen sehr guten Kochherd, kupferne Kessel, kurz, alles für einen Schiffskoch Nothwendige. Bei der Suche nach einem Tischtuch entdeckte sie eingemachte Früchte, Sardinen, und eine Menge feiner, weißer Biskuits. Sie stellte, soviel sie davon für nöthig hielt, auf den Tisch. Dann legte sie das weichgekochte Fleisch auf eine Zinn-

schüssel und trug es in die Kajüte. Eben wollte sie Richard rufen, als er auch schon eintrat.

„Ich habe Bristol anempfohlen, einen scharfen Ausguck nicht nur voraus, sondern auch achteraus zu halten. Darauf müssen auch wir Beide stets achten, Jeß. Es ist ebenso wichtig, wie das Steuern."

Nachdem er wohlgefällig das Fleisch gemustert hatte, setzten sie sich zu Tische, und ließen sich alles vorzüglich munden. Unter heiterem Gespräch und mit festem Vertrauen auf die Zukunft verzehrten sie ihr Mahl.

Nachdem dasselbe beendet, bat Richard Jessie, an Deck zu gehen und Bristol am Ruder abzulösen, damit dieser auch sein Mittagbrot essen könne.

„Du wirst wohl einige Zeit auf uns warten müssen," sagte er. „Wir wollen den Vorrathsraum achtern mal besichtigen, damit wir wissen, wieviel Proviant und Wasser wir noch an Bord haben."

Jessie begab sich nach oben. Die Mahlzeit hatte sie außerordentlich gekräftigt und erquickt. Sie übernahm das Ruder wieder und schickte Bristol hinunter in die Kajüte, um sein Mittagessen zu verzehren.

Sie mochte wohl ungefähr eine halbe Stunde am Ruder gestanden haben, und war in Gedanken versunken. Die Brigg steuerte sich selber und hätte kaum eines Aufpassers bedurft. In den letzten achtundvierzig Stunden hatte sie nur wenig Schlaf gehabt und ertappte sich zweimal dabei, daß ihr die Augen zufielen; dann fuhr sie mit einem plötzlichen Schreck zusammen, als ob sie ein ungeheures Verbrechen begangen hätte.

Da kam Bristol durch den schmalen Gang an der Backbordseite der Kajüte. Ein Ausdruck in seinem Gesicht ließ Jessie jeden Gedanken an Schlaf vergehen, noch ehe er den Mund öffnete.

„Der Kapitän verlangt nach Ihnen, Madame. Sie möchten sich nicht ängstigen. Er ist gefallen, hofft aber, daß er sich nicht sehr verletzt hat."

Jessie wurde es dunkel vor den Augen, und das Blut stockte ihr in den Adern. Sie ließ das Rad los und rief: „Wo ist er?"

„In der Kajüte," war die Antwort.

Sie stürzte hinein und fand Richard an Deck liegend. Sein Kopf und die Schultern waren gegen das Sopha gelehnt. Hinter ihm, am achtersten Ende der Kajüte, befand sich eine kleine viereckige Luke, deren Deckel abgenommen war.

„Was ist Dir zugestoßen, Richard?" rief sie, indem sie an seiner Seite niederkniete und seine Hand ergriff.

„Ich fürchte," sagte er, sich zu einem Lächeln zwingend, „daß ich mein rechtes Bein verletzt habe. Wir hatten jene Achterluke geöffnet, und ich hatte mich hineingesetzt, um mich hinabzulassen. Dabei glitt ich aus und fiel. Ich fühlte keinen Schmerz, bis ich versuchte, mich zu erheben, dann" — er verzog plötzlich das Gesicht und brach ab, indem er stöhnend ausrief: „Ich habe das Bein gebrochen, Jeß."

Jessie bedeckte das Gesicht mit den Händen, um das Ohnmachtsgefühl zurückzudrängen, das sie zu überwältigen drohte. Da sie fühlte, daß jetzt ihr Schicksal allein von ihrer Besonnenheit und Tapferkeit abhinge, überwand sie ihre Schwäche und hatte im Augenblick ihre ganze Kraft wieder erlangt, deren sie jetzt so sehr bedurfte.

„Laß Dich dies nicht bekümmern, Jeß," sagte er. „Verlaß Dich darauf, wir werden auch so fertig werden."

„O ja," erwiderte Jessie, „das werden wir. Wo ist die Verletzung, Richard?"

„Unterhalb des Knies," versetzte er. „Offenbar ist es ein einfacher Bruch. Du kannst weiter nichts thun, Jeß, als Schienen und Bandagen anlegen."

Sie nahm ein Laken aus seiner Kammer und zerriß es in Streifen; dann schnitzelte sie aus einer Zwiebackkiste ein paar Stücke Holz zu Schienen zurecht, und umwickelte, nachdem sie das Hosenbein aufgeschnitten, und die betreffende Stelle entblößt hatte, so sanft sie nur irgend konnte, den Bruch unter und über den Schienen mit den starken Leinwandstreifen und brachte schließlich wieder das zerschnittene Beinkleid in die richtige Lage. Nachdem sie ihm noch einen Schluck Cognac gegeben, fragte sie:

„Fühlst Du Dich etwas besser, Schatz?"

„Ja, körperlich wohl, Jeß, aber geistig. Was sollen wir jetzt nur anfangen?"

„O, wir werden schon fertig werden, wie Du selber ja vorhin sagtest. Wir müssen Gott bitten, daß uns irgend ein Schiff in Sicht bekommt und uns erlöst. Wie ist das Unglück nur geschehen?"

„Ich schlug mit dem Bein gegen die Kante einer Kiste. Sonst fiel ich ziemlich weich auf ein paar Säcke oder Aehnliches."

„Aber wie bist Du wieder herausgekommen," fragte Jessie.

Bristol zog mich heraus, und ich half, so gut ich konnte, mit den Armen und dem unverletzten Bein. Weißt Du übrigens, Jeß, die Schienen scheinen zu helfen. Der Schmerz ist nicht mehr so heftig, wie zuvor."

Jessie war natürlich sehr erfreut, dies zu hören. Sie kniete nieder und küßte ihn und legte Umschläge auf seine heiße Stirn. Dann bat er sie, an Deck zu gehen, Umschau zu halten und zu sehen, ob Bristol das Schiff auf dem Kurse hielte, und so ließ sie ihn denn allein.

Sie war wie betäubt. Da stand sie auf dem Großdeck, blickte an den hohen Masten und Segeln empor und dann mechanisch rings um den ganzen Ocean herum und dachte: „Was soll nun aus uns werden?"

Sowie sie sich dem Ruder näherte, rief Bristol ihr entgegen: „Hat sich der Kapitän sehr schwer verletzt, Madame?"

„Ja, er hat das Bein gebrochen," antwortete Jessie.

„O, mein Himmel!" schrie der arme Bursche. „Ich glaubte nicht, daß es so schlimm sei."

„Jetzt müssen wir unser Bestes thun," versetzte sie. „Wir müssen Wache um Wache gehen und uns gegenseitig am Ruder ablösen. Welchen Kurs wir zu steuern haben, wird uns der Kapitän schon sagen. Wo sind die Flaggen aufbewahrt?"

„In jener Kiste," erklärte Bristol, und zeigte auf einen langen, schwarz gemalten Kasten, der gegenüber dem Ruder an ein paar Klampen am Kajütsschott festgezurrt war. Jessie fand darin eine ziemlich große Nationalflagge, die sie bis zur halben Höhe mit der Union nach unten am Gaffel aufhißte. Die rothe Flagge hob sich scharf von dem blauen Himmel ab und mußte unfehlbar von jedem

innerhalb des Horizonts auftauchenden Schiffe gesehen werden. Dann kehrte sie wieder zu Richard zurück.

„Hat die Brise zugenommen?“ fragte er.

„Nicht besonders.“

Er schwieg eine Weile; dann sagte er, augenscheinlich sehr niedergeschlagen: „Es geht doch nicht, daß Du Tag und Nacht am Ruder stehst, nur wenig Schlaf bekommst, bei Tage den brennenden Sonnenstrahlen und des Nachts dem Tau und der Kälte ausgesetzt bist. Laß die Brigg beidrehen, Jeß!“

„Nein, nein!“ rief Jessie. „Ich würde schließlich wahnsinnig werden, Richard, wenn ich täglich und stündlich an Deck käme, und die Brigg immer bewegungslos daläge, und nichts in Sicht wäre, als die öde, weiße See. So lange wir uns bewegen und vorwärts kommen, läßt es sich noch ertragen. Sicherlich wird die Wahrscheinlichkeit, ein Schiff anzutreffen, um so größer, wenn wir vorwärts segeln und uns den allgemeinen Oceanrouten nähern.“

„Gut,“ sagte er leise und theilnahmslos. „Es sei, wie Du es wünschest. Du bist Kapitän und kannst handeln, wie es Dir beliebt,“ fügte er mit einem traurigen, schwachen Lächeln hinzu. „Ich bin nur unnützer Ballast, zu nichts geeignet, als über Bord geworfen zu werden.“

„Besinne Dich, Richard,“ versetzte Jessie. „Das ist nicht geredet, wie es sich für einen Seemann ziemt. Wir müssen versuchen, unser Leben zu erhalten. Denke an unseren alten, biederen Vater, und der richtige Seemannsmuth wird sich auch bei Dir wieder einstellen.“

Jessie ging nach oben, ermahnte Bristol, einen scharfen Ausguck zu halten, und begab sich, völlig erschöpft, mit vor Müdigkeit zitternden Knieen wieder in die Kajüte, um sich für einige Stunden niederzulegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte Bekannte.

Als Jessie erwachte, war die Kajüte stockdunkel; das Oel in der Lampe war ausgebrannt und das Licht erloschen. Leise rief sie Richards Namen, erhielt jedoch keine Antwort. An seinen tiefen, regelmäßigen Athemzügen konnte sie hören, daß er fest schlief, und um ihn nicht zu wecken, schlich sie leise aus der Kajüte. Die offene Thüre, durch welche sie ein Stückchen sternenbedeckten Himmel erblickte, diente ihr als Leitstern in der Dunkelheit.

„Nun, Bristol," sagte sie, an das Rad herantretend, „hier bin ich. Wieviel ist die Uhr?"

„Ungefähr zwölf Minuten nach vier," versetzte er, indem er die Uhr herauszog und ihr einhändigte.

Jessie nahm seinen Platz am Ruder ein und sagte: „Die Kompaßlampe brennt trübe. Sie brauchen aber kein frisches Oel aufzugießen. Tagesanbruch kann nicht mehr weit entfernt sein, und bis dahin hält sie wohl aus. Sehen Sie, daß Sie in die Kajüte hineinkommen, ohne den Kapitän zu stören. Er schläft fest, und das ist ihm sehr nöthig."

„O, ich werde schon machen. Gut' Nacht, Frau Kapitän." Damit verschwand er.

Bald nachdem Jessie an's Ruder gekommen war, brach die Dämmerung an. Der östliche Himmel bedeckte sich mit einem schwachen Grau, das bald in ein blasses Rosa und dann in ein strahlendes Roth überging. Sie blickte aufmerksam an dem dunklen Wasserstreifen umher, der sich scharf gegen den erleuchteten Himmel abhob und dort, recht in Lee, erspähte sie ein verschwommenes, weißes Ding, das sie, als es von den Strahlen der eben jetzt aufgehenden Sonne beschienen wurde, als ein Segel erkannte.

Da sie bereits mehrere Enttäuschungen erlitten hatte, verhielt sie sich ruhig und besonnen und betrachtete den Gegenstand höchst sorgfältig. Sie ließ das Rad einen Augenblick los, um das Glas herunter zu nehmen. Dann ergriff sie wieder die Speichen und richtete das Glas mit einer Hand, und jetzt entdeckte sie, daß das, was sie für die höchsten Segel eines Schiffes gehalten, das Luvsegel eines ungefähr vier bis fünf Meilen entfernten Bootes war.

Sie rief Bristol, welcher auch in wenigen Augenblicken an Deck erschien, und übergab ihm das Ruder. Dann eilte sie zu Richard.

Als Jessie eintrat, rief er ihr hastig entgegen: „Ist ein Schiff in Sicht, Jessie?"

„Kein Schiff, ein offenes Boot, Richard."

„Ein offenes Boot!" rief er. „Sind Leute darin?"

„Ich weiß nicht. Es ist noch zu weit ab," antwortete sie.

„Hast Du das Ruder aufgeholt — läufst Du darauf zu?"

Jessie verneinte.

„Dann thue es sofort, Lieb, sofort!" rief er und richtete sich auf den Ellbogen in die Höhe. „Wir müssen es aufnehmen. Wenn auch nur ein Mann darin ist, wäre das schon ein Segen für uns."

Jessie eilte an Deck und ließ Bristol abhalten, um auf das Boot zuzulaufen. Er that es und brachte es ungefähr zwei Strich voraus an Backbord. Das Boot segelte fast ebenso schnell wie die Brigg und kam rasch näher. Jetzt konnte sie schon ziemlich deutlich erkennen, daß es voll Menschen sei, und rief Bristol zu: „Es scheint eine ganze Schiffsmannschaft zu sein."

„Ich kann hier nichts sehen," antwortete Bristol. „Sie müssen nur aufpassen, Frau Kapitän, daß ich das Boot nicht überrenne — oder, wenn Sie das Ruder nehmen wollen, geh' ich nach vorne und halte ein Ende bereit, um es den Leuten zuzuwerfen, und wenn ich Ihnen zurufe, legen Sie das Ruder in Lee."

Der Vorschlag war vernünftig. Jessie löste Bristol ab, damit er nach vorne gehen, das Boot beobachten und ihr sagen könnte, was sie zu thun hätte.

Der Anblick der kleinen Schaar von Männern im Boot hatte Jessie mit fieberhafter Freude erfüllt. Bald hörte sie Bristols Stimme, der ihr zurief, das Ruder in Lee zu legen. Sie that es sofort, und drehte dann, als die Brigg in den Wind schoß, das Rad wieder nach der anderen Seite, damit die Segel nicht ganz back kämen. Dieselben fingen an zu schlagen und zu flattern, und die Brigg stand. Gleichzeitig hörte sie Bristol rufen: „Paß auf die Leine auf!“ Nach einer kleinen Pause wurde das Gemurmel verschiedener Stimmen längsseit hörbar. Dann trat wieder Stille ein, und gleich darauf kam Bristol angerannt und rief ganz außer Athem: „Es sind elf Mann, Frau Kapitän — alles Matrosen! Sie kommen eben an Bord! Wollen Sie nicht gehen, um sie zu empfangen?“

Sie übergab ihm sofort das Ruder und ging nach vorne auf das Großdeck. Kaum aber fiel ihr Blick auf die Leute, als sie mit einem unterdrückten Schrei zurückwich. Der erste Mann, den sie erblickte, war Short!

Der letzte von den Leuten stieg eben über die Schanzkleidung. Da stand die ganze Mannschaft der „Aurora“ — alle außer Heron.

Auch die Männer standen da wie vom Schlage gerührt und blickten mit einem Ausdruck von Furcht und Grauen auf Jessie, die sie sicher noch vor ein paar Minuten für so todt gehalten hatten, wie man es nur immer auf dem Grunde des Meeres sein kann.

Endlich ergriff Short das Wort und sagte: „Sie sind doch Frau Maxwell, die Gattin des Kapitäns von der „Aurora“?“

„Ja,“ erwiderte Jessie. „Und Sie und Ihre Kameraden sind die Mannschaft der „Aurora“, die uns an Bord eines brennenden Schiffes zurückließ, wo wir elend hätten zu Grunde gehen können.“

„Sind Sie allein hier, Madame?“ fragte der Zimmermann, indem er sich neugierig an Deck umblickte.

„Nein,“ versetzte Jessie. „Mein Mann ist in der Kajüte. Aber er hat sich das Bein gebrochen und kann nicht von der Stelle. Sie können mit mir kommen, wenn Sie ihn zu sprechen wünschen.“ Damit trat sie in die Thüre der Kajüte und die Mannschaft folgte.

Als Richard sie erblickte, fiel er auf sein Kissen zurück. Er athmete schwer wie nach einem heftigen Lauf, und sein Gesicht wurde vor innerer Erregung so weiß wie Schnee. Nach einer kleinen Weile ermannte er sich und sagte, indem er Short fest anblickte: „Ohne Zweifel haben Sie geglaubt, wir wären todt. Es war sehr edel, uns auf einem brennenden Schiff zurückzulassen, ein würdiger Abschluß Ihrer ganzen Handlungsweise, von dem Tage an, wo Sie durch Ihr Anbordkommen einen Fluch auf die Bark herabbeschworen hatten. Was gedenkt Ihr jetzt zu thun?"

Nach kurzer Pause erklärte Snow: „Wenn Niemand sonst antworten will, werde ich es. Herr Heron war daran schuld, und außer ihm vielleicht noch der Teufel; aber die Leute sind meine Zeugen, wenn es nach mir gegangen wäre, so wären wir wieder umgekehrt, ehe wir noch hundert Faden von der Bark ab waren."

„Das ist bei Gott wahr, Kapitän," bekräftigte Craig.

„Herr Heron aber," fuhr Snow fort, „sagte: Beeilt Euch nur mit dem Boot, Jungens; ich werde schon für den Kapitän und seine Frau sorgen. Einige von uns setzten nun das Boot über Bord, andere besorgten Wasser und Proviant, und als alles klar war, kam Herr Heron aus der Kajütskapp herausgestürzt und rief: Die Kajüte steht in Flammen, und der Rauch ist so dick, daß man nicht nach achtern kommen kann, ohne zu ersticken. Von Bord mit Euch, Jungens, ehe die Bark auffliegt. Alle Mann glaubten, was er sagte, und stürzten in der Angst vor einer plötzlichen Explosion in's Boot."

„Wo ist Heron?" fragte Richard.

„Ueber Bord und ertrunken," antworteten zwei oder drei Stimmen zugleich.

„Wie ist das zugegangen?" fragte Richard ruhig.

„Nun, die Sache war so," versetzte Short und ergriff zum ersten Male, seit er die Kajüte betreten hatte, das Wort. „Es war gestern Nachmittag. Wir bekamen ein Segel in Sicht, und Herr Heron stellte sich achtern auf die Ducht, um besser sehen zu können. Wir alle sahen nach dem Segel hin. Auf einmal hörten wir ein Plätschern und sahen, daß Herr Heron über Bord war. Wie es eigentlich

geschah, kann ich Ihnen ebenso wenig sagen, als irgend ein anderer, da wir alle nach der entgegengesetzten Richtung hingesehen hatten. Jedenfalls über Bord war er. Er kam noch einmal in die Höhe, während wir das Boot herumbrachten, und Quill warf ihm einen Riemen zu; er konnte aber nicht schwimmen und sank, nur einen Faden von dem Riemen entfernt. Dann sahen wir ihn nicht wieder."

Richard holte tief Athem, als ob die Nachricht von Herons Tode ihn nicht nur erschüttert, sondern auch erleichtert hätte, und sagte: „Nun, Leute, Ihr seht, wie die Sachen hier stehen. Seid Ihr gesonnen, hier an Bord in Dienst zu treten, und die Brigg nach Hause zu bringen?"

„Ja, Herr, von ganzem Herzen," rief Snow heftig, und alle stimmten eifrig bei.

In Kürze theilte ihnen Richard nun das Schicksal der Brigg mit, daß er sämmtliches Kojenzeug über Bord geworfen. Sie müßten daher zunächst die Thüren des Deckhauses behufs einer gründlichen Lüftung öffnen und dann versuchen, mit Hilfe einiger alter Segel ihre Lagerstätten zurecht zu machen. „Was Euer Frühstück betrifft," fuhr er fort, „so haben Sie nichts weiter zu thun, Koch, als das Kambüsenfeuer anzuzünden; der junge Bristol, der wohl noch am Ruder steht, wird Ihnen sagen, wo der Proviant ist."

Einige von den Leuten sprachen ihm ihren Dank aus, und keiner von ihnen setzte seine Mütze eher wieder auf, als bis er die Kajüte verlassen hatte.

Nachdem die Leute gefrühstückt hatten, gingen sie an die Arbeit — einige auf die Großraa, andere auf die Fockraa — und beschäftigten sich damit, die Leesegelspieren auszuschieben, während noch andere unten an Deck die Segel klar zum Aufhissen machten. Vorne waren der Zimmermann und Dan Cock mit Hämmern und Sägen beschäftigt. Sie verfertigten eine Tragbahre für Richard, auf welcher sie ihn an Deck bringen konnten. Ueberall Leben, heller Sonnenschein und der herrliche Ocean. Eine wunderbare Verwandlung, die sich seit ein paar Stunden vollzogen hatte!

Sechszehntes Kapitel.

Auf der Heimfahrt.

Die Matrosen thaten ihre Schuldigkeit im vollsten Sinne des Wortes. Richard hatte ihnen versprochen, von einer Anzeige Abstand zu nehmen, wenn sie die Brigg treu und ehrlich nach Hause brächten. Alle versprachen es mit Hand und Mund, und sie hielten Wort. Es war, als ob sie sich ihrer früheren Unbotmäßigkeit schämten, und alles wieder gut machen wollten. Nach dem Grunde der Meuterei befragt, erklärte Dan Cock, daß nur Heron die Schuld trüge, denn er habe der Mannschaft gesagt, Sierra Leone sei ein Fieberneſt und kein Matrose käme gesund zurück. Deshalb hätten sie den Kapitän zwingen wollen, umzukehren.

„Wie lange Zeit brauchen wir noch von jetzt an, um nach Hause zu kommen?“ fragte Jessie, welche neben Richard an Deck stand, wohin ihn die Leute getragen.

„Nun,“ meinte er, „wenn die Brigg nicht gerade sehr langsam ist, so müssen wir bei einigermaßen günstigem Wetter doch in sechs Wochen im englischen Kanal sein.“

Sechs Wochen! Eine kleine Ewigkeit, wenn sie bedachte, daß Richard bis dahin ohne ärztliche Hilfe sein müsse.

Die Zeit verging ziemlich schnell.

Der Passat, in welchem die Brigg jetzt segelte, wehte inzwischen Tag und Nacht mit gleicher Stärke und Beständigkeit.

Mit Ausnahme von etwas unsanftem Schaukeln bei Kap Finisterre war fortwährend das schönste Wetter, und eines Tages erklärte Richard, nachdem er den Ort des Schiffes bestimmt hatte, daß sie gegen Abend schon Lotungsgrund haben müßten, wenn der augenblicklich wehende Nordost den Nachmittag über anhielte. Darunter versteht man den plötzlichen Uebergang der Meerestiefe von zweitausend auf siebzig bis achtzig Faden an der

Scheidelinie der Gewässer des Atlantischen Oceans und des englischen Kanals. Am folgenden Tage mußten sie aller Wahrscheinlichkeit nach die englische Küste in Sicht bekommen.

Dies war auch sonst noch ein denkwürdiger Tag für Jessie. Seit ungefähr vierzehn Tagen hatte Richard nie mehr über Schmerzen an seinem Bein geklagt. Als sie an diesem Tage zu Mittag gespeist, sagte er plötzlich: „Weißt Du, was ich glaube, Jeß? Mein Bein ist wieder zusammengeheilt."

„Wie kommst Du darauf?" fragte Jessie.

„Nun," meinte er, „zunächst kann ich es bewegen, ohne daß es mir weh thut. Sieh!" Damit erhob er das Bein und bewegte es mit größter Leichtigkeit. „Ich will Dir sagen, was ich glaube, Jeß: Der gebrochene Knochen ist wieder zusammengewachsen und zwar völlig, wie es sein muß."

Jessie war außer sich vor Freude, umarmte und küßte ihn und fragte, was er nun zu thun gedenke.

„Aufstehen natürlich," versetzte er. „Der Zimmermann kann mir in Zeit von einer Stunde ein paar Krücken machen."

Der Zimmermann wurde gerufen, der sich sofort an die Arbeit machte. Noch vor Abend brachte er sie in die Kajüte. Richard wurde an Deck getragen, er erhob sich auf einem Bein, die Krücken wurden ihm unter die Arme gesteckt und nun fing er an umher zu hinken, und sprach dem Zimmermann mit glückseligem Gesicht über die wiedererlangte Freiheit seinen Dank aus.

Jessie hatte ihre Hand auf Richards Arm gelegt, und Beide blieben bis zum späten Abend auf Deck. Plötzlich schlugen die Royals back, und rechts voraus wurde das Wasser dunkler, das darin spiegelnde Sternenlicht wurde gebrochen. Scharf abgegrenzt und schnell sich verbreitend, kam der Wind heran.

„Backbord-Großbrassen!" rief Snow.

Tauwerk wurde dröhnend niedergeworfen, und die Leute fingen in Lee an zu holen.

„So! Genug die Großbrasse!" Fier' etwas in Lee! Hol' die Großschot an!"

Alle Segel standen nun wieder voll. Die Brigg stand noch auf ebenem Kiel; aber schon begann sie das Wasser zu durchschneiden, während die Matrosen den Großhals zu Bord holten und ihr heiserer Gesang durch die Nacht schallte.

Siebenzehntes Kapitel.

Zu Hause.

Ende Mai kam Richard mit der Brigg in Sunderland an. Ein Schleppdampfer brachte das Schiff in den Hafen. Da die Ladung wenigstens viertausend Pfund (achtzigtausend Mark) werth war, so bekam Richard von der Rhederei für die Bergung eine bedeutende Summe ausgezahlt. Auch die Matrosen erhielten Bergungslohn.

Da Jessie sowohl wie ihr Vater in Richard drang, den Seemannsberuf aufzugeben, gab er schließlich ihren Bitten nach. Er kaufte einige Antheile an einem der Rhederei der „Aurora" gehörenden Schiffe, und diese Antheile verschafften ihm eine gut bezahlte Stellung in dem Kontor der betreffenden Firma, die er zu großer Zufriedenheit seiner Prinzipale ausfüllte.

Voll Humor sagte Richard eines Tages zu Jessie: „Frau Kapitän, wir haben unsere letzte Reise gemacht!"

Ende.

Diverse Bücher.

Der Versandt geschieht nur nach vorheriger Einsendung des Betrages per Post oder durch Briefmarken.
Nachnahme 30 Pfg. mehr.

Knigge, **Die Kunst mit Männern glücklich zu sein** und sich die Liebe und Achtung derselben zu erwerben und zu erhalten. Ein Geschenk für junge Bräute und junge Frauen. Preis 25 Pfg.

Knigge, **Die Kunst mit Weibern glücklich zu sein** und sich die Liebe und Achtung derselben zu erwerben und zu erhalten. Ein Geschenk für junge Männer und heiratslustige Jünglinge. Preis 25 Pfg.

Ein unglücklicher Bräutigam oder **Die schauerliche Hochzeitsnacht.** Eine unglaubliche aber wahre Thatsache. Preis 25 Pfg.

Die Kunst jungen Damen zu gefallen und bald eine liebenswürdige reiche Braut zu bekommen, auch dieselbe treu zu machen und zu erhalten. Preis 30 Pfg.

Die Kunst jungen Männern zu gefallen u. bald einen liebenswürdig. u. ordentlichen Gemahl zu bekommen, auch denselben treu zu machen und zu erhalten. Preis 30 Pfg.

Die geduldige Helena. Tochter des Kaisers Antonius von Konstantinopel. Eine anmuthige und belehrende Historie für Jung und Alt. Preis 25 Pfg.

Dr. Joh. Faust. Leben, Thaten und Höllenfahrt des Schwarzkünstlers. Für das Volk erzählt. Preis 25 Pfg.

Die heilige Genovefa oder: **Beschützung und Rettung der Unschuld durch Gottes Hand.** Eine erbauliche und lehrreiche Geschichte. Preis 25 Pfg.

Kotzebue's Verzweiflung. **Ausbruch der Verzweiflung** Geschrieben im Januar 1791. Preis 10 Pfg.

Wie man sein eigener Grossvater werden kann. Eine schauderhafte verwandtschaftliche Verwickelung. Preis 10 Pfg.

Die Physiologie der Liebe. Von Paul Mantegazza, Professor der Anthropologie u. Senator in Florenz. Aus dem Italienischen. Neue deutsche Ausgabe, übersetzt und bevorwortet von Dr. K. Kolberg. Preis 3 Mark.

Die Hygiene der Liebe. Von Paul Mantegazza. Prof. der Anthropologie u. Senator in Florenz. Neue deutsche Ausgabe v Dr. K. Kolberg. Preis 3 Mark.

4/809